

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 144 (1976)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sorge um die Einheit

In unserer Kirche hat sich in den letzten Jahren eine Polarisierung ergeben und verhärtet, die schwer auf uns lastet. Der folgende Beitrag kann und will nicht zeigen, wie sie zu überwinden ist. Er weist nur auf eine Frontenbildung in der Urkirche der 50er Jahre hin, die an Grundsätzlichkeit und Emotionsgeladenheit die unsrige weit übertrifft. Dabei geraten deutlich Parallelen zur genwärtigen Situation in den Blick*. Vielleicht ist ein solcher Hinweis doch eine Hilfe. Die hinter den Fronten eingehaltenen Positionen theologisch eingehend zu erläutern und zu orten, übersteigt den Rahmen dieses Beitrags.

Von der Sorge, die den Römerbrief veranlasste

Der Römerbrief sticht in seiner Anlage und seinem Gepräge stark ab von den andern Briefen, deren direkte paulinische Autorschaft allgemein angenommen wird. Er hat vordergründig nur wenig das konkrete Gemeindeleben im Auge und liest sich wie ein theologischer Traktat mit sauber strukturiertem Aufbau¹. Das ist sicher dadurch bedingt, dass sich Paulus mit Röm an eine Gemeinde wendet, die er nicht gegründet hat und nicht eingehend kennt. Was bewegt ihn, ein Lehrschreiben nach Rom zu senden? Er trägt doch schwer genug an der Verantwortung seinen eigenen Gemeinden gegenüber, in denen offenkundig auch nicht alles zum besten steht.

Dass es Paulus auf sich nimmt, mit dem Schreiben nach Rom sein Pionierprinzip² zu durchbrechen, lässt ein schweres Anliegen dahinter vermuten. Er redet zwar von seinem langjährigen Wunsch, einmal die Gemeinde von Rom zu erleben (Röm 1,10.15). Im Zusammenhang mit seinem

Zukunftsplan steigt dieser Wunsch neu auf (15,24). So könnte sich der Apostel mit Röm vorstellen wollen in der Gemeinde, die ihn noch nicht kennt. Aber um sich vorzustellen, braucht er doch keinen theologischen Traktat zu schreiben — ausser seine Rechtgläubigkeit sei in ihr nicht über jeden Zweifel erhaben.

Paulus beabsichtigt, nächstens seine Tätigkeit nach Spanien zu verlegen, ein neues Missionsgebiet zu übernehmen. In seinem bisherigen Wirkungskreis scheint er nicht mehr genehm zu sein, sich unmöglich gemacht zu haben³. Bevor er sich aber nach Spanien aufmachen kann, hat er noch eine wichtige Mission zu erfüllen. Er sieht sich verpflichtet, den notleidenden Christen von Jerusalem das in seinen Gemeinden für sie gesammelte Geld zu überbringen (15,25—29). Für diese Aktion bittet er die Römer um fürbittende und moralische Unterstützung⁴. Offenbar besteht ernsthafte Gefahr, dass die von ihm durchgeführte Kollekte in Jerusalem nicht gut auf- oder gar nicht angenommen wird. Obwohl er mit einem Haufen Geld kommt, muss er Angst haben, nicht willkommen zu sein. Da steckt eine enorm emotionsgeladene Spannung dahinter. Wenn Paulus mit der Aktion Kollekte sogar sein Leben riskiert, muss mit ihr für ihn sehr viel auf dem Spiel stehen.

Die Kollekte und die Einheit

Bei der Kollekte geht es Paulus um viel mehr als um Geld. Er bittet die Römer um ihr Gebet, nicht darum, aus ihren Mitteln die Summe auf einen Millionenbetrag aufzurunden. Für ihn ist die Kollekte Mittel und (vielleicht noch einzig möglicher) Weg, eine Kommunikation zwischen den Christen in Judäa und den Christen

seiner Gemeinden zustandezubringen⁵. Die Kollekte der Heidenchristen soll den Judenchristen zeigen: durch das Wirken des Apostels hat Gott in der Heidenwelt echte, zur Nächstenliebe fähige Christengemeinden erstehen lassen. Durch die Annahme der Liebesgabe sollen die Judenchristen die Echtheit des paulinischen Missionswerkes erkennen.

Den Auftrag zur Kollekte übernahm Paulus am Apostelkonzil. Er hat sie von Anfang an als Ausdruck seiner und seiner Gemeinden Verbundenheit mit Jerusalem aufgefasst⁶. Das Apostelkonzil wurde notwendig, weil nach der ersten Missionsreise des Paulus judenchristliche Kreise den (Heiden-)Christen von Antiochien vorhielten, sie — und damit auch die Christen der paulinischen Mission — seien

Aus dem Inhalt

Die Sorge um die Einheit

Zu einer Polarisierung in der Urkirche der 50er Jahre.

Hoffnung für Hoffnungslose

Weiterführende Schritte in der Seelsorge an resignierten Menschen.

50 Jahre Benediktinermisionare im Zululand

Altarabien und die Bibel

Zum Werk von Prof. DDR. J. Henninger.

Um die Zukunft der Immenseer Missionare in Rhodesien

Busse und Versöhnung

Zu einigen Neuerscheinungen.

Hinweise

Amtlicher Teil

gar nicht vollgültige Christen⁷. Der Konflikt wurde in Jerusalem ausgetragen. Es kam zur Einigung: nach Gal 2 grundsätzlich, mit der Auflage der Kollekte als Echtheitskriterium für den Willen des Paulus, die Einheit mit Jerusalem zu wahren; nach Apg 15 auch grundsätzlich, aber mit einigen Kompromissen im Bereich des Zusammenlebens.

Trotz der Einigung in der Konzilsaula war der Konflikt in der Urgemeinde aber nicht beseitigt, eher zementiert. Man schien in den Einigungsverhandlungen soweit gegangen zu sein, dass eine starke Gruppe in der Gemeinde nicht mehr folgen konnte. Einige Jahre später verhalten sich weite Kreise der Gemeinde von Jerusalem Paulus gegenüber kritisch abweisend (Apg 21,15–26). Der diplomatische Schachzug des Führers der Gemeinde von Jerusalem⁸ vermag nur für kurze Zeit zu beruhigen. Was die judenchristliche Front bildet und verhärtet, ist die Stellung des Paulus zum Heilsweg, an dem die Judenchristen glauben festhalten zu müssen. Vor allem werfen sie ihm vor — von ihren jüdischen Voraussetzungen her nicht zu Unrecht —, er schaffe mit seiner Art, das Evangelium zu verkünden, die Beschneidung und das Gesetz ab⁹. Der Graben wird in seiner ganzen Tiefe sichtbar, wenn wir etwas eindringen in die Vorgänge in Galatien.

Die Vorgänge in Galatien

Der drohende (oder eingetretene) «Abfall»

Im Galaterbrief, der kurze Zeit vor Röm entstanden sein dürfte, reagiert Paulus mit zum Teil sarkastischer Polemik auf das Wirken seiner Gegner. Es sind judenchristliche Missionare, die aus Palästina in die paulinischen Gemeinden eingedrungen sind und dort die Beschneidung und die Verbindlichkeit des Gesetzes einführen wollen. Sie scheinen bei ihrem Feldzug weithin durchzudringen¹⁰. Der Galaterbrief ist ein letzter, wohl schon zu später Versuch des Apostels, sich mit seinem Evangelium durchzusetzen in den galatischen Gemeinden, die ihm aus den Händen gleiten.

Im Eingehen auf die Forderungen der Judenchristen kann er nur einen Abfall von Christus, einen Verrat am Evangelium sehen¹¹. Die Theologie, die hinter seiner Verkündigung und Gemeindeleitung steht, ist die wohl radikalste Entfaltung des Kernsatzes urchristlichen Glaubens: *Alles Heil kommt von Christus*¹². Nur der Glaube an Christus bringt Heil, Frieden, Zugang zu Gott, Rechtfertigung. Der Glaube verträgt sich nicht damit, von etwas andern Heilsvermittlung oder -vermehrung zu erwarten, auch nicht von der Beschneidung oder dem Leben nach den Geboten des Gesetzes.

Die Position der Gegner

Die Gegner des Paulus sind auch gläubende Christen. Sie kommen von jüdischer Religiosität und vom Gesetz geprägter Mentalität her. Im Judentum galt die *Beschneidung* als das leiblich-reale Zeichen der Teilhabe an der Erwählung. Die Judenchristen glauben, dass Jesus Christus der erwartete Messias ist, und in der Gemeinde der an Christus Glaubenden sehen sie das Gottesvolk der Endzeit. Wenn Paulus nun den Heidenchristen die Beschneidung verbietet, verwehrt er ihnen — in judenchristlicher Sicht — die Vollmitgliedschaft beim Gottesvolk, verweigert er ihnen die volle Zugehörigkeit zur endzeitlichen Heilsgemeinde. Er belässt sie im Status der «Gottesfürchtigen»¹³.

Wurde ein Nicht-Jude durch den Kontakt mit der Synagoge für den jüdischen Glauben gewonnen, so war der letzte, heilsentscheidende Schritt im Zug der Bekehrung die Beschneidung (die allerdings viele vom vollen Übertritt abhielt). Wirkungslos bleibt ohne die Beschneidung das Evangelium, das Paulus den Heidenchristen gebracht hat. So sehen sie es. Darum erachten sie es als ihre Pflicht, die Heidenchristen zur Übernahme der Beschneidung zu bewegen, um sie so aus dem mindern Heilstatus in die volle Mitgliedschaft der Kirche zu führen. Sie wollen ihnen einen entscheidenden Dienst erweisen.

Einen weitem gravierenden Vorwurf müssen die Judenchristen Paulus machen: Wenn er dem *Gesetz*, das das Leben der Gläubigen nach Gottes Willen regelt, jede Bedeutung und Verbindlichkeit abspricht, belässt er die Heidenchristen in der Amoralität. Wenn das Gesetz nicht mehr gilt, ist doch dem Laster Tür und Tor geöffnet. Die Judenchristen sind so stark vom gesetzlichen Denken geprägt, dass sie sich ein gottgefälliges Leben ohne das Gesetz überhaupt nicht vorstellen können. In ihren Augen läuft der paulinische Ansatz auf die Konsequenz hinaus: «Man kann ruhig das Böse tun», auch wenn Paulus das als gotteslästerliche Unterschiebung brandmarkt¹⁴.

Und noch eine schwere Sorge bereitet Paulus den Judenchristen: Er sabotiert ihre Mission unter den Juden, die als ausgewähltes Volk ein Vorrecht auf das Evangelium hätten. Wenn er im Namen Christi alles den Juden Heilige abschafft, ist nicht zu erwarten, dass die Juden in grosser Zahl für den Namen Christi zu gewinnen sind. Dass die grosse Masse der Juden dem Evangelium abseits stand, war für die ersten Christen ein sehr belastendes Problem. Daran sei Paulus nicht unschuldig¹⁵.

Die Gegner des Paulus in Galatien sind nicht so böse Menschen, wie sie in seiner enttäuschten Polemik erscheinen. Es sind Christen, die dem Überkommenen verhaftet sind, dem, was sie von ihren Vätern gelernt haben und was immerhin als Wort

Gottes gilt. Sie wollen das Abkommen von Jerusalem (Apostelkonzil) nicht brechen. Nur können sie in der Missionsarbeit des Paulus nicht mehr sehen als eine Vorarbeit. Er lässt die Heidenchristen im Vorfeld der Kirche stehen, wozu er kein Recht habe. Sie wollen sein Werk vollenden, den

* Ich verzichte aber darauf, sie ins sehr Konkrete zu übersetzen, weil die gegenwärtige Situation doch nicht eine Kopie der damaligen ist.

¹ Vor allem in der protestantischen Exegese galt Röm seit Melanchthon weithin als «christianae religionis compendium». Typisch dafür dürfte sein, dass der «Dogmatiker» K. Barth einen grossen Römerbrief-Kommentar schrieb.

² Röm 15,20: «Ich setzte meinen Stolz darin, das Evangelium nicht an Orten zu verkünden, wo der Name Christi schon bekannt war. Ich wollte nicht auf fremdem Grund bauen.»

³ Röm 15,17–20 gibt einen kurzen Überblick über sein bisheriges Wirken. «Jetzt aber, da ich *keinen rechten Raum mehr* in diesen Gegenden habe, . . .» (15,23) ist kaum bloss oder primär geographisch zu verstehen.

⁴ Röm 15,30–31: «Helft mir bei Gott im *Kampf* durch eure Gebete für mich, damit ich den Widersachern des Glaubens in Judäa entkomme und damit mein Helferdienst für Jerusalem von den dortigen Heiligen gut aufgenommen werde.»

⁵ Vgl. Röm 15,26–27: gegenseitiges Schenken und Empfangen. 2 Kor 9,12–13: «Die Mithilfe an diesem heiligen Dienst kommt nicht nur dem Mangel der dortigen Heiligen zustatten, sondern darüber hinaus wird sie Anlass geben zu grossem Dank an Gott. Weil ihr euch in solchem Liebedienst bewährt, werden viele Gott preisen für euer williges Bekenntnis zum Evangelium Christi und für eure aufrichtige Verbundenheit mit ihnen.»

⁶ Gal 2,1–10.

⁷ Apg 15,1: «Unterdessen kamen gewisse Leute von Judäa, die den Brüdern die Lehre vortrugen: «Wenn ihr euch nicht nach mosaischem Brauch beschneiden lasst, kann euch das Heil nicht zuteil werden», d. h. gehört ihr gar nicht zur eschatologischen Heilsgemeinde.»

⁸ Apg 21,22–25.

⁹ Apg 21,21: «Nun hat man ihnen von dir berichtet, du lehrest . . . den Abfall von Mose: du hieltest sie ab, ihre Kinder zu beschneiden und nach den überlieferten Bräuchen zu leben.»

¹⁰ Gal 1,6: «Ich bin erstaunt, dass ihr euch so schnell von dem *abbringen lasst*, der euch durch Gnade berufen hat — um zu einem andern Evangelium hinüberzuwechseln.»

¹¹ Gal 5,4: «Ihr seid verloren, getrennt von Christus, wenn ihr meint, durch das Gesetz gerecht zu werden.»

Gal 5,2: «Wenn ihr euch beschneiden lasst, hat Christus für euch keinen Wert.»

¹² Z. B. Apg 4,10–12.

¹³ Wie z. B. der Hauptmann Cornelius vor der Begegnung mit Petrus Apg 10.

¹⁴ Röm 6,8 oder 1 Kor 6,12: «Alles ist erlaubt.» Die heute gehörte Unterschiebung «. . . , dann ist überhaupt nichts mehr Sünde!» ist also nur eine Neuauflage.

¹⁵ Dieser Vorwurf wird in NT zwar nirgends ausdrücklich laut. Er dürfte aber mitgewirkt haben, dass Paulus nicht darum herum kommt, sich diesem Problem theologisch so eingehend zu stellen, wie es in Röm 9–11 geschehen ist.

Heidenchristen den vollen Zugang zur Kirche verschaffen. Darum gehen sie nach Galatien.

Die Neuauflage der Auseinandersetzung von Antiochien

In der Situation, die Paulus zum Schreiben des Gal treibt, kommt ihm der Krach mit Petrus in Antiochien in den Sinn (Gal 2,11–14), jene erste unselige Rache des Kompromisses von Jerusalem. Der Kompromiss wollte gerade das Zusammenleben von Juden- und Heidenchristen ermöglichen. Aber als Kompromiss taugte er eben nicht dazu, wenn dabei die ausgeprägten Fronten zusammentrafen. Petrus pflegte in Antiochien Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen, was für einen Juden nur durch Übertretung des Gesetzes (vor allem der Reinheits- und Speisevorschriften) möglich war. Da kamen einige vom harten Kern der Judenchristen (Jakobuskreis) dazu und verlangten von Petrus, der auch gleich nachgab, den Abbruch der Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen. Sie meinten: wenn die Heidenchristen das Gesetz schon nicht halten, dürfen sie von den Judenchristen nicht auch noch verlangen, das Gesetz zu übertreten.

Paulus war damit zutiefst getroffen und reagierte entsprechend energisch. Er verlangte: die Judenchristen *müssen* den vollen christlichen Status der heidenchristlichen Gemeinden dadurch anerkennen, dass sie nicht durch den Abbruch der bereits vollzogenen Tischgemeinschaft behaupten, die «Wahrheit des Evangeliums» sei (nur) auf der Seite jener, die sich dem Gesetz verpflichtet wissen. In den Leuten um Jakobus von damals sieht er die jetzigen Missionare. In der Rolle des Petrus und der andern, die sich dem harten Kern beugten, sieht er die galatischen Gemeinden, die daran sind, seinen Gegnern zu folgen. Wie er damals mit der Verteidigung der «Wahrheit des Evangeliums» allein blieb — selbst Barnabas, sein Kollege in der Heidenmission stand nicht zu ihm — fühlt er sich bereits alleinstehend. Die paulinische Mission im Osten (Kleinasien) hat einen empfindlichen Rückschlag erlitten. Damit hat sich des Apostels *Stellung zu Jerusalem* bedeutend verschlechtert. Von dort sind die Missionare gekommen, welche die Konsequenzen, die Paulus aus dem Apostelkonzil zog, nicht mehr tolerieren konnten und glaubten, seine Gemeinden zu ihrem Guten seinem Einfluss entziehen zu müssen.

Paulus bittet die Römer, seine ernste Sorge um die Einheit mit ihm zu tragen

Für Paulus ist das Zustandekommen der *Einheit* der Heilsgemeinde aus Juden und Heiden *Kriterium der Echtheit des Evangeliums*. Nach seiner Auffassung würde der Heilsplan Gottes vereitelt, wenn die

Einheit nicht zu erreichen wäre. Dann wäre aber seine ganze bisherige Arbeit kompletter Leerlauf gewesen¹⁶. Mit der erlangten oder verweigerten Einheit steht und fällt sein ganzes Lebenswerk.

Der tiefe Grund dafür liegt in seinem und der ganzen Urgemeinde zentralen Glaubenssatz «Das Kreuz Christi stiftet Heil, Erlösung für *alle* Menschen». Sichtbar und glaubwürdig ist das nur, wenn Juden und Heiden in der einen Kirche *zusammenleben* können. Paulus insistiert zwar mit Nachdruck darauf, dass die heidenchristlichen Gemeinden bei *seinem* Evangelium bleiben. Aber er will nicht gesonderte heidenchristliche Kirchen schaffen, sondern in einem Verhältnis des gemeinsamen Glaubens, der gegenseitigen Anerkennung und brüderlicher Hilfe stehen. Darum muss er als Repräsentant der Heidenchristen die Kollekte persönlich nach Jerusalem bringen, und darum muss sie ankommen.

Paulus wendet sich in seiner Not an die Christen von Rom, weil sie als nicht von ihm gegründete Gemeinde eine unparteiische Instanz sind, die noch am ehesten befähigt ist, im Konflikt mit Jerusalem zum Guten zu wirken. Als Gemeinde aus Juden- und Heidenchristen kennen sie die Schwierigkeiten des Zusammenlebens auch. Er spricht sie in Röm 14–15 darauf an in der Zumutung, sie könnten die Spannungen fruchtbar austragen und so bezeugen, dass Einheit möglich, und wie sie lebbar ist.

Dieser Gemeinde legt er sein Evangelium vor, das er im Hinblick auf die kommende Auseinandersetzung in Jerusalem neu und tiefer (als in Gal) überdenkt. Er sagt, dass es das Evangelium Christi ist, das er verkündet, wo die so schockierenden Konsequenzen ihre Wurzeln haben und warum er diese Konsequenzen ziehen muss. Damit möchte er es den Christen von Rom möglich machen, ihr volles Ja zu seinem Evangelium zu sagen, um dessen zweite Anerkennung es in Jerusalem gehen wird. Nur so können sie ihm ihre moralische und tatkräftige Unterstützung geben, um

die er bittet und auf die er angewiesen ist. Wie ist der Konflikt ausgegangen? Nach der Schilderung von Apg 21 geriet Paulus in Jerusalem unter die Räder der Juden (vermutlich nicht ganz ohne Beteiligung der Judenchristen). Im Verlauf der Geschichte des Christentums fand das paulinische Evangelium bald die Anerkennung. Allerdings kam die Kirche nicht ganz darum herum, es in Ordnung vor Missverständnissen zu schützen. Das Judenchristentum in der Prägung des harten Kerns hat nicht lange überlebt.

Der Konflikt war da, und dass ihm im Laufe der Geschichte eine grosse und eifrige (juden-)christliche Gemeinde zum Opfer fiel, ist sicher kein Trost und keine Hilfe. Der Konflikt entstand daraus, dass Paulus den urchristlichen Glaubensansatz — alles Heil kommt von Christus — mit letzter Radikalität auf die Konsequenzen hinaus scharf und sauber durchdacht hat. Diese Konsequenzen aber erschienen vielen noch vom Judentum geprägten Christen so destruktiv, dass sie nicht mitmachen konnten¹⁷.

Ob Paulus in der damaligen Ursprungssituation der Kirche unbedingt so radikal vorgehen musste? Oder ob er nicht besser getan hätte, in schrittweisem Vorgehen mehr Rücksicht zu nehmen auf den (schwachen) «Bruder, für den Christus gestorben ist» (Röm 14,15)? Darüber zu befinden ist nicht unsere Sache, wenn wir auf die Kraft und Gegenwart des Geistes Christi vertrauen, der damals die Kirche führte und sie heute noch in seinen Händen hält.

Barnabas Flammer

¹⁶ Im Zusammenhang des Apostelkonzils und des verursachenden Konflikts sagt er: «Ich zog nach Jerusalem (dem Zentrum des Judenchristentums) hinauf. Ich erklärte ihnen das Evangelium, wie ich es unter den Heiden verkündete (um ihre Zustimmung zu haben und in der Einheit mit ihnen vorzugehen); ich wollte doch nicht ins Leere laufen oder gelaufen sein» Gal 2,2.

¹⁷ Der vom letzten Konzil her aufgebrochene Neu-Ansatz nimmt sich vor der Radikalität des paulinischen geradezu flach aus.

Hoffnung für Hoffnungslose

Resignierte Menschen haben es Seelsorgern wohl immer schwierig gemacht. Wo der Pfarrer hofft, dass ein tröstliches Bibelwort durch die Hoffnungslosigkeit hindurchbricht, muss er feststellen oder stark vermuten, dass der andere innerlich nicht berührt wird. Wo er «nicht-direktiv» vorgeht und hofft, durch intensives Verstehen und Mitempfinden für den anderen etwas zu bedeuten, ist er auch beunruhigt, weil er merkt, dass die Resignation

einfach bleibt und auch nach vielen Besuchen den elenden Menschen im Griff behält. Die Verheissung, dass echtes, tiefes Mitempfinden von negativen Gefühlen einen weiterführenden Prozess in Gang setzt, geht bei der Seelsorge an Resignierten selten in Erfüllung.

In einem sechswöchigen Basiskurs «Klinische Seelsorge-Ausbildung» haben die Teilnehmer versucht, sich eingehend mit diesem Problemkreis in der Seelsorge zu

befassen. Ich habe den Eindruck, dass wir dabei ein paar wichtige Schritte entdeckt haben, die gegebenenfalls weiterführen können. Die «Resignierten» waren meistens alte Menschen, die langsam oder plötzlich ihre gesellschaftliche Selbständigkeit verloren hatten durch Schwächerwerden, Verlust des Partners oder ähnliche Katastrophen.

Erster Schritt: Interesse für die Einzigartigkeit

Die an und für sich positiv zu wertende Aufmerksamkeit für den emotionalen Grundcharakter der menschlichen Kommunikation lässt Seelsorger doch oft vergessen, dass es in der seelsorgerlichen Beziehung noch anderes gibt, das Interesse verdient. Nicht nur die Gefühle hinter oder unter den gesprochenen Worten sind bedeutsam, auch das Inhaltliche selber ist wichtig. Oft war eine Ungeduld bei den Seelsorgern, ein Drängen in Richtung «Gefühle aufnehmen» der Grund, weshalb sie mit Resignierten nicht weiter kamen.

Ein Beispiel: der Seelsorger besucht eine alte Frau, die mit einem Beinbruch im Spital liegt¹.

S: Wie geht es Ihnen?

F: Ach, es geht.

S: Noch nicht besser?

F: Nein, es ist immer noch elend.

S: Das muss Sie verzweifelt machen.

F: Ja, immer in diesem Bett. Früher habe ich alles allein bewältigt.

S: Sie sind nicht gerne auf andere angewiesen?

F: Ja, ich habe Depressionen.

S: Sie sehen jetzt alles grau und sind ganz resigniert.

Das Gespräch ging länger so weiter. Bei der Analyse stellten wir fest, dass es zu wenig konkret war. Der Seelsorger wusste viel zu wenig über ihre äusseren Verhältnisse. Er kam zu rasch mit Versuchen, die Frau emotional zu verstehen. Sie konnte noch nicht sicher sein, ob er wirklich Interesse für sie hatte. Mit einfachen, diskreten Fragen hätte er dieses Interesse zeigen können: «Sind Sie schon lange hier?», «Wissen Sie, ob es wieder ganz gut wird?», «Kann Ihnen der Arzt darüber etwas sagen?», «Wird es für Sie schwer sein, wenn Sie lange ruhen müssen?», «Wohnen Sie allein?» Natürlich ist es nicht immer leicht, diskret zu bleiben. Aber einfach da zu sitzen und nur auf die Aussagen der Frau einzugehen, bezeugt sicher keine Verbindlichkeit.

Durch richtige, informative Fragen des Seelsorgers spürt der Besuchte dessen Einsatzwillen, und der Seelsorger kann die einzigartige Welt dieses Menschen entdecken. Nur wenn er die ein wenig kennt, ist es verheissungsvoll, die tieferen Gefühle, die er spürt, in Worte zu fassen.

Sonst entsteht ein ziemlich abstraktes Reden. Wir dürfen dabei auch nicht vergessen, dass die analytischen Literaturworte wie «resigniert», «hoffnungslos», «verzweifelt» in seelsorgerlichen Gesprächen selten brauchbar sind. Wir müssen das alles in einfacheren Worten sagen, die in die Welt dieser Menschen passen. Anstatt ein abstraktes «Sie sind resigniert» wirkt ein Satz wie zum Beispiel «Es ist ein elender Gedanke für Sie, immer hier bleiben zu müssen» viel näher und auch verständlicher. Die Terminologie der Gesprächsanalysen darf nicht für das Seelsorgegespräch verwendet werden.

Interesse für das Individuelle ist schon ein erstes Zeichen von Heil, besonders in Not (Lk 15,4). Gerade der Seelsorger, der oft aus eigener Initiative ungebeten kommt, hat hier die Chance, den Menschen zu zeigen, dass sie nicht vergessen sind. «Der Herr», heisst es in Ps 32,8, «richtet sein Auge auf dich.» Einfach diesen Spruch zu sagen, hilft dem Resignierten wohl nicht weiter. Wenn wir Seelsorger unser Auge mit einem warmen Interesse auf ihn richten, könnte etwas von dem geschehen, wovon im Bibelwort die Rede ist.

Zweiter Schritt: Solidarität in der Bedrängnis

Wo der Seelsorger den Mut zeigt, das erschreckende Erleben eines resignierten Menschen zu sich zuzulassen, wird ein zweiter Schritt getan. Mut! Immer wieder wird es Mut kosten, echt solidarisch mit einem Mitmenschen zu sein, der den Mut verloren hat. Die Absurdität, die Angst und die Einsamkeit sind leicht ansteckend, bedrohend und dadurch abstossend. Wer dafür nicht empfänglich ist, kann sicher auch nicht solidarisch werden.

Die Frage des Seelsorgers ist, wie er solidarisch wird und das dann auch noch zeigt. Es ist hier nicht der Ort, den sogenannten nicht-direktiven Weg zu beschreiben. Hier sei nur ganz allgemein gesagt, dass der seelsorgerliche Kontakt für den Resignierten um so verheissungsvoller wird, je besser er merkt, dass der Seelsorger versteht und nachempfiehlt, was er ihm sagt.

Ein schönes Beispiel anhand eines Gesprächs mit einem Schlaganfallpatienten, der nicht mehr arbeiten kann.

S: Also rechnen Sie nicht mehr damit, je wieder diese Arbeit zu tun.

P: Vorbei! Das war einmal.

S: Eine bittere Feststellung?

P: Ja, was macht man?

S: Was Ihr Leben schön und interessant machte, ist für immer weg.

P: Genau. Nur noch dummes Nichtstun.

S: Eigentlich sehen Sie nur Leere in der Zukunft.

P: Nur schwarz.

S: Tsohohh! Muss das schwer sein, so ins Schwarze hinein zu blicken.

P: Ja, das ist schwer. Das ist sehr schwer.

Soweit Worte das übermitteln können, wird hier klar, wie der Seelsorger das Entmutig-sein des anderen zu sich zulässt. Der Patient bekommt sicher den Eindruck, dass der Seelsorger solidarisch mit ihm sein möchte. Auch hier wird noch keine Erlösung sichtbar, aber Hoffnung ist zeichenhaft da. Dass wir «im finstern Tal» (Ps 23,4) nicht allein sind, wird hier Wirklichkeit. Das ist nicht ohne Verheissung. Denn: vielleicht geht der Weg doch noch weiter. Das Elend hat den Patienten nicht in ein unerreichbares Loch gestürzt.

Die grösste Schwierigkeit für den Seelsorger in dieser Phase der Beziehung ist: den Mut zu haben, die negative Gefühlslage des anderen zu ertragen, und sensibel genug zu sein, um genau zu entdecken, wie die Resignation bei diesem Menschen aussieht. Jeder Mensch hat seine eigene Resignation. Ich erinnere mich an eine Beziehung mit einem resignierten Künstler, die nicht weiterkam, weil der Seelsorger nur die Entmutigung sah und nicht die versteckte Empörung darüber, dass er nur wenige Jahre als anerkannter Künstler hatte schaffen können. Es ging erst weiter, nachdem der Seelsorger sein Mitempfinden mit eben dieser bitteren Enttäuschung gezeigt hatte. Oft geht der Weg des Resignierten erst weiter nach einem befreienden Ausbruch der Klage.

Nur wenn wir die Resignation auch in einer empathischen Solidarität recht und genau gesehen und geteilt haben, wird ein nächster Schritt möglich.

Dritter Schritt: Aussprechen der existentiellen Situation

Gespräche mit resignierten Menschen erreichen eine Phase, wo der Seelsorger das Gefühl bekommt, in einem Kreis zu drehen statt weiter zu kommen. Es treten Wiederholungen auf, oder es kommen zwar inhaltlich neue Details, aber unerschwinglich ist die Botschaft immer gleich: «Ich sehe so nicht mehr weiter, es hat alles keinen Sinn mehr, was soll ich da? Es ist doch klar, dass ich keine echten Möglichkeiten mehr habe.»

Ein Seelsorger, der hier einfach mit Empathie reagiert, mit Versuchen zu verbalisieren, was der Resignierte im Grunde sagen will, kommt nicht weiter. Was aber sonst? Jetzt ein stützendes, tröstendes Wort zu sprechen, wäre eine naive Verurteilung des resignierten Erlebens. Damit kann man höchstens erreichen, dass die sogenannte Ueberich-Schicht des anderen angesprochen wird, nicht sein tieferes Erleben. Und das kann — wie bei depressi-

¹ Einzelne Details in den Angaben über die angeführten Gespräche sind geändert worden, damit sie unkenntlich sind.

ven Patienten — die Resignation sogar verstärken! Schuldgefühle darüber, dass man sogar nicht mehr hoffen kann, kommen dann noch hinzu. Ein solches Ergebnis wäre Frucht einer fragwürdigen Seelsorge.

Aber was denn? Sicher gibt es verschiedene Wege. Im erwähnten Kurs haben wir einen gefunden. Wir können das Im-Kreise-drehen, das endlose Wiederholen von resignierten Mitteilungen damit abschliessen, dass wir es wagen, die Lebenssituation dieses Menschen in seiner existentiellen Bedeutung auszusprechen.

Ein Beispiel aus dem Gespräch mit dem Schlaganfallpatienten:

S: Mit alldem, was Sie mir erzählt haben, sagen Sie eigentlich, dass Sie durch diesen Anfall in ein ganz neues und bisher unbekanntes Leben gestossen sind: Sie sind zwar noch da, Sie sind auch nicht krank — aber nicht mehr selbständig, nicht mehr arbeitsfähig.

P: Ja, das stimmt. Was ist das Leben noch wert? Ich kann nichts mehr machen.

S: Es scheint Ihnen sinnlose Zeit zu sein, die Ihnen noch bleibt. Und das Sinnlose daran ist, stillgelegt und arbeitslos zu sein.

Es kostet Mut, die existentielle Situation auszusprechen, weil es immer peinlich ist. Das Neue in dieser Lebenssituation ist oft: abhängig sein, auf andere angewiesen sein, nicht mehr ein eigenes Heim haben, weiter leben ohne einen Geliebten. Es ist viel bequemer, darüber nicht so offen zu sprechen. Aber wenn der Seelsorger den Mut dazu hat, wird «*Hoffnung*» auf eine neue Weise sichtbar. Denn dadurch, dass das Elend ausgesprochen

wird, kommt es in das Licht, vorläufig vielleicht nur in das Licht des Bewusstseins. Angst führt dazu, Bedrohungen nur anzudeuten. Hoffnung lässt uns die Dinge beim Namen nennen. Dadurch, dass das Elend bei seinem Namen genannt wird, verliert es etwas von seiner Bedrohung.

Das Aussprechen der existentiellen Situation ist das Bewusstmachen einer Lebenskrise. Damit kommt diese Krise in eine Reihe anderer Krisen zu stehen, die wir Menschen erleben: Pubertät, Lebensmitte, Verluste. In jenen Krisen haben wir auch oft zuerst nicht weiter gesehen. Ist es nicht Auftrag gerade des Seelsorgers, Menschen zu helfen, ihre bedrängte Situation als Lebenskrise zu erkennen (wenn es eine ist, natürlich!)? Wir Seelsorger stehen durch unsere Rolle und die Erwartungen, die damit für andere Menschen verbunden sind, in irgendeiner Verbindung mit transzendenten Lebenswerten, mit dem, was in der Gemeinschaft, die uns beauftragt, weitergegeben wird: dem Evangelium. Gerade in Lebenskrisen bekommen diese Werte eine zugespitzte Aktualität.²

Wenn der Seelsorger die Aufmerksamkeit für die grundlegende existentielle Krise erweckt, statt endlos auf Details des Elends einzugehen, bekommt die Beziehung mit dem Resignierten manchmal eine neue Vertiefung. Bei Sterbenden kann das sogar schlagartige Veränderungen in der Beziehung verursachen. Nur aus der Resignation sind wir damit natürlich noch nicht heraus. Ein solidarisches Mitempfunden und eine klare «*Bestandesaufnahme*» der schwierigen Situation sind aber Schritte der Hoffnung.

Dass jeder Seelsorger auch aufpassen muss und keine Dinge sagen soll, die der andere (noch) nicht ertragen kann, soll selbstverständlich sein.

Vierter Schritt:

Hoffnung als Herausforderung

Wenn wir Seelsorgebesuche machen, ist nicht nur das rein-persönliche, das wir mit uns mitbringen, in der Beziehung wirksam, sondern gleichzeitig auch das, was wir Seelsorger vertreten. Es ist hier nicht die Stelle, dieses Über-persönliche umfassend zu formulieren. Meine These ist, dass der Seelsorger in den Augen der Menschen, die er besucht, *Anwalt* dessen ist, was die scholastische Theologie die theologischen Tugenden³ genannt hat: *Glaube, Hoffnung und Liebe*. Wichtig ist jetzt in unserem Zusammenhang die *Hoffnung*. Im Spruch «*wenn der Arzt einen aufgibt, kann man den Pfarrer rufen*», tönt auf banale Weise mit, was ich meine: der Seelsorger vertritt eine *Hoffnung*, die nie vergehen soll. Es ist die *Verheissung*, dass ein Herr, von dem gesagt wird, er habe den Tod überwunden, keinen Menschen aufgibt. Die frohe Botschaft gilt jedem.

Jeder Christ weiss, wie ungeheuer dieser Anspruch ist. Brennend wird er, wo ich als Seelsorger einen entmutigten Men-

² Siehe hierzu z. B. *Howard J. Clinebell*, Modelle beratender Seelsorge, München / Mainz 1971, 245 ff.

³ «*Tugend*» muss hier nicht als Leistung verstanden werden, sondern letztlich als Gegebenheit des Mensch-seins vor Gott.

50 Jahre Benediktinermissionare im Zululand

Als Jubiläumsgabe zum 50. Jahrestag der Übernahme des Missionsgebietes Zululand, heute Diözese Eshowe, durch die Benediktinermissionare von St. Ottilien, hat uns der Generalvikar G. Sieber einen Abriss der missionarischen Entwicklung in diesem Teil Südafrikas geschenkt¹. Diese Arbeit kann auch Schweizer Missionsfreunde interessieren, zumal die Ausweisung der deutschen Benediktiner durch die britische Kolonialmacht aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika nach dem Ersten Weltkrieg daselbst den Einsatz der Schweizer Kapuziner ermöglichte, andererseits aber auch immer eine Anzahl Schweizer Mitbrüder im Zululand tätig waren.

Das Buch gliedert sich in neun Kapitel, beginnend mit der Einführung in die Landeskunde und den ersten Missionierungsversuchen durch protestantische Missionskräfte aus England 1834. Infolge der unstablen politischen Verhältnisse erlitten diese Unternehmungen wechselvolle Schicksalsschläge. Als die Nachfolger des blutrünstigen Zulu-

königs Shaka sich in Erbfolgestreitigkeiten zerfleischten, schoben sich aus dem Süden weisse Siedler ins Land vor. Trotz zahlreicher Rückschläge gelang es den protestantischen Gesellschaften im Laufe von etwa 50 Jahren doch ein festes Netz von Stützpunkten über das Land zu ziehen. Missionierungsversuchen von seiten der Oblatenmissionare hatten sich die Zulu bisher erfolgreich widersetzt. Erst nachdem die Trappisten aus Mariannhill ein erfolgreiches Zeichen katholischer Missionsarbeit unter den Zulu gesetzt hatten, wagten auch die Oblaten einen bescheidenen Vorstoss im Zululand, der aber bis nach dem Ersten Weltkriege nur zwei kleine Stationen als Frucht brachte.

Die ersten Benediktiner

Auf Bitten des aus Ostafrika ausgewiesenen Bischofs *Thomas Spreiter* teilte ihm die Propaganda Fide 1921 das Zululand durch Abtrennung vom Vikariat Durban als neues Missionsgebiet zu. Die ersten Benediktiner, die unter Leitung des bereits 56 Jahre alten Bischofs in Natal eintrafen, waren zwar ausnahmslos erprobte Altmissionare aus Ostafrika, also gleichsam alte Bäume, die 3000 km südlich neue Wurzeln schlagen sollten.

Kein Wunder, dass die Neu-Anfänger, von den Erfahrungen und Erfolgen Ostafrikas geprägt, bei der Anpassung an die völlig andersgearteten politischen, rassischen, sprachlichen und konfessionellen Verhältnisse Südafrikas grössten Schwierigkeiten begegneten, zumal die Wunden des Ersten Weltkrieges noch nicht verheilt waren. Glücklicherweise fand der Bischof mit seinen künftigen Missionskräften in Mariannhill nicht nur ein gastliches Heim und verständnisvollen Rat in allen Nöten, sondern auch jede Art materieller Unterstützung bis die zähen Übernahmeverhandlungen mit den Oblaten geregelt und durch Landkauf die Gründung von Inkamana, der Ausgangsbasis für die weitere Tätigkeit, geschaffen war.

Widrige Landesgesetze, bestehende protestantische Missionsplätze und Abneigung gegen katholische Missionare deutscher Nationalität legten der Initiative des Bischofs ebenso enge Fesseln an wie andererseits die mangelhafte finanzielle Unterstützung aus

¹ *Gottfried Sieber*, Der Aufbau der katholischen Kirche im Zululand, Viertürme-Verlag, Münsterschwarzach 1976, XIX, 314 S.

schen besuche. Wie gross ist die Versuchung, da den Anspruch, Anwalt der Hoffnung zu sein, zu verleugnen! Gerade für Seelsorger, die sensibel für echte Kommunikation sind, ist es schwierig diese Hoffnung zu vertreten, weil sie diametral den Gefühlen des resignierten Menschen gegenübersteht. Kommunikationsstörung! Es hilft wenig, wenn wir uns verbal oder nicht-verbal von der gedrückten Stimmung anstecken lassen, um damit eine menschliche Nähe herzustellen. Die Kollision mit den resignierten Gefühlen wird nämlich schon von unserer Rolle als Seelsorger verursacht, ganz abgesehen von unserem persönlichen Verhalten. Schon die Tatsache, dass der Seelsorger Menschen in Not aus eigener Initiative besucht, ruht letztlich in dem Anspruch, dass er Anwalt der Hoffnung ist. Wir könnten noch einen Schritt weitergehen und die These vertreten, dass auch der Mut zur Empathie ohne Hoffnung nicht denkbar ist. Aber es genügt, sich die Rollenerwartung der Menschen in Bezug auf den Seelsorger bewusst zu machen, um einzusehen, dass der Resignierte im Grunde schon vom Besuch an sich herausgefordert ist. Deshalb wird der Seelsorger oft ambivalent betrachtet, entweder mit übersteigter Freude oder mit aggressiver Abwehr, oder mit beidem.

Es ist keine Frage, dass sich der Seelsorger an dieser Stelle darüber klar sein muss, wie die theologische Tugend «Hoffnung» bei ihm selber funktioniert. Im erwähnten Kurs haben wir erfahren, wie schwer wir an dieser Frage zu tragen haben. Hier ist Theologie überhaupt nicht mehr theo-

retisch, hier ringen Verstehen, Glaube, Unglaube, Identität, Rolle, naiver Optimismus, Skepsis alle miteinander. «Was? Ich soll Hoffnung vertreten, ich?»

Die Hoffnung liegt nicht in uns

Uns war es eindrücklich, wieder neu zu spüren, dass die Hoffnung nicht in uns selber liegt. Der von den Leuten erahnte Anspruch der Hoffnung liegt in unserer Rolle, nicht in uns persönlich. Wir selber haben kein ungebrochenes Verhältnis zu dieser Hoffnung, oder besser gesagt: zu diesem Herrn. Das bedeutet dann aber auch, dass wir selber selten oder nie sehen können, wie denn Hoffnung für resignierte Menschen praktisch aussieht. Wir vertreten bei ihnen zwar die Hoffnung, ob wir wollen oder nicht, aber sie konkret zu zeigen, ist uns unmöglich. Es ist eine Hoffnung, die persönliches Verstehen und Sehen sprengt. Es wirkt darum auch nicht, wo Seelsorger es trotzdem versuchen, die Hoffnung konkret und greifbar zu machen. Zahllose Beispiele könnte ich zitieren aus Gesprächen, wo der Seelsorger im «Sie-können-/ Sie-haben-doch-noch»-Stil redet. Der andere sagt dann immer «Ja aber . . .». So geht unnötigerweise der Kontakt verloren. Wichtig ist die theologische Einsicht, dass es unmöglich ist, Menschen ihre Hoffnung konkret zu zeigen. Das Heil liegt «extra nos», auch ausserhalb vom Seelsorger! (Röm 8,24). Dass wir immer wieder dazu neigen, hoffnungslosen Menschen zu beweisen, dass sie doch noch einiges haben, um sich darüber zu freuen, kommt nicht von unserem Auf-

trag als Seelsorger her, sondern von einem in uns allen steckenden, unmenschlichen Unwillen, negative Gefühle an uns heranzulassen.

Unsere Schwachheit ist jedoch auch hier unsere Kraft. Dass wir selber auch nicht wissen, was Hoffnung im Alltag eines Resignierten konkret bedeutet, stellt uns an seine Seite. Wenn das Evangelium eine frohe Botschaft ist, fordert das nicht nur den Resignierten heraus, sondern auch uns Seelsorger. Natürlich schliesst Seelsorger-sein eine Verbindlichkeit der evangelischen Hoffnung gegenüber ein, aber im tatsächlichen Erleben, im Beeinträchtigt-sein, in der Hoffnungslosigkeit kann ich dem Resignierten ganz zur Seite stehen.

Das soll nun nicht bedeuten, dass der Seelsorger beim Besuchen von Menschen ohne Hoffnung das Thema Hoffnung besser nicht erwähnt. Wie gesagt, der Besuch als solcher beruht schon auf Hoffnung. Wenn es dem Seelsorger gelingt, die Herausforderung der Hoffnung ins Licht zu rücken, auszusprechen, ohne dabei den Eindruck zu wecken, dass er alles besser weiss oder dass er die Gefühle des Resignierten verurteilt, ist dabei für den besuchten Menschen viel gewonnen. Er muss sich dann damit auseinandersetzen. Solange der Seelsorger von der Hoffnung nichts sagt, kann der Resignierte die Herausforderung einfach von sich abhalten.

Ein Beispiel. Eine ziemlich aktive Frau musste eine Beinamputation erleiden. Nach einem Gespräch über die schwierige Zeit vor und nach der Amputation, wobei der Seelsorger — nach Erachten des Kursteilnehmer-

der Heimat während der Inflations- und Hitlerzeit. Trotz all dieser Hindernisse verfolgte er seine Ziele planmässig mit grosser Ausdauer und liess sich nicht entmutigen. Als weitsichtiger Strategie setzte er alles daran, scheute sich auch nicht vor Schuldenlasten, um durch günstige Landkäufe die Gründung neuer Stationen vorzubereiten und deren wirtschaftliche Grundlage durch gezielten Einsatz von geeigneten Brüdern in Landwirtschaft und Werkstätten zu sichern. Von asketischer Strenge und Genügsamkeit geprägt, eher der konservativen Geistesrichtung verschrieben, glaubte er dieselben hohen Anforderungen an sein Personal stellen zu dürfen, auch wenn dadurch die guten Beziehungen zwischen Ordensobern und Untergebenen zuweilen strapaziert wurden.

Der Aufbau der Kirche

Von grossem Vorteil für die Leitung des Vikariates war, dass dem bedeutend jüngeren Generalvikar *Theodos Schall* die Umstellung von Ost- nach Südafrika fast mühelos gelang. Als gewandter und sprachkundiger Repräsentant des Vikariates verstand er es nicht nur die manchmal hochgehenden Wogen zu glätten, sondern auch guten Kontakt mit den

weltlichen Behörden aufrecht zu halten. So konnte der kränkliche Bischof 1943 sein in voller Entfaltung stehendes Missionsgebiet ruhigen Gewissens in die Hände seines Administrators Schall übergeben. Gleichsam aus dem Nichts waren im Laufe von gut zwanzig Jahren trotz Behinderung durch rivalisierende protestantische Gesellschaften 11 Hauptstationen mit 138 Aussenposten, 15 Schulen, 4 Krankenhäuser aufgebaut und über 12 000 schwarze Christen gewonnen werden. Es liegt auf der Hand, dass die energische Pioniergestalt Spreiters die ganze Aufbauperiode beherrschte und seine Mitarbeiter in unteren Rängen, die dank ihrer Sprachkenntnisse und des engen Kontaktes mit dem Volke an der schweren Last mitgetragen haben, in der Darstellung fast ganz in den Hintergrund gedrängt werden.

Dem 1947 ernannten bischöflichen Nachfolger *Aurelian Bilgeri* blieb die Aufgabe, Spreiters Erbe in 26jähriger erfolgreicher Tätigkeit zu konsolidieren und den Anforderungen der Zeit entsprechend weiterzuentwickeln. Der zweite Teil des Buches belegt diese seelsorgerliche und erzieherische Ausweitung und Vertiefung durch zahlreiche statistische Angaben. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen über das Spannungsfeld zwi-

schen monastischem Prinzip und Missionsauftrag, das bei den Missionsbenediktinern, ähnlich wie um die Jahrhundertwende bei den Trappisten von Mariannhill Gegenstand jahrelanger Diskussionen wurde.

Da wie dort siegte schliesslich, trotz der beschwörenden Ermahnungen der heimatlichen Obern, der missionarische über den monastischen Beharrungsvermögen Spreiters zuzuschreiben, wenn die Diözese Eshowe heute erst vier eingeborene Priester zählt, trotzdem mehrere Afrikaner aus den Diözesen Mariannhill und Durban jahrzehntelang im Zululand gearbeitet haben. Erfolgreicher gestaltete sich die Entwicklung einer einheimischen Schwesterngenossenschaft, die heute schon über hundert Mitglieder zählt.

Es gereicht dieser Jubiläumsgabe zum Vorteil, dass der Autor seinen Bericht nicht zu einer einseitigen *laudatio pro domo* stilisiert, sondern mit kritischem Blick den Finger auch auf allzu Menschliches legt, auf konfessionelle Rivalitäten, verfehlt ethnozentrische Einstellung von Obern, Mangel an Zusammenarbeit unter Missionskräften und manch verpasste Gelegenheit. Für diese Offenheit muss man dem Verfasser dankbar sein.

Hans Stirnimann

kreises — sehr nah war und das Erleben der Frau mitempfand, sagte er:

S: Und jetzt ist Ihr Leben nicht mehr soviel wert?

F: An Bett und Stuhl gebunden sein, wissen Sie, das ist für mich ein Schrecken.

S: Die Möglichkeiten, die Ihnen geblieben sind, die sind Ihnen — eh, — sie sind nicht genug, damit Sie aus dieser neuen Lebensperiode etwas Wertvolles machen können.

F: Was soll ich, immobil . . .

S: «Immobil». Wenn Ihre Bewegungsfreiheit so eingeschränkt ist, fangen Sie nichts an mit dem, was Ihnen sonst . . .

F: Ich glaube . . . , kaum.

Neue Möglichkeiten

Hier blickt der Seelsorger vorwärts. Er redet über eventuelle neue Möglichkeiten (von «*Hoffnung*») in einem Stil, der gleichzeitig Verständnis und Einfühlung für die Frau zeigt. Hätte er gesagt: «*Sie haben doch ein schönes Zimmer*» oder ähnlichen optimistischen Kram, dann hätte er den Kontakt weitgehend verloren. Jetzt gibt sich eine Chance, dass die Frau es auch wagt, vorwärts zu blicken. Was dann konkret sichtbar wird, kann nur die Frau finden, nicht oder sehr selten der Seelsorger. Der Seelsorger vertritt die *Hoffnung* und zeigt dadurch den Mut, vorwärts zu sehen. Vielleicht entdeckt er, zusammen mit dem Resignierten, langsam etwas Fassbares in der Welt dieses anderen Menschen, das für ihn *Hoffnung* bedeutet. Vielleicht gibt er ihm auch nur einen Anstoss.

In dieser Phase der Beziehung ist die Entdeckung, dass Resignation ein selbst gewähltes Verhalten ist und eine eigene Antwort auf die Herausforderung des Lebens, das wichtigste Ergebnis. Resignierte Menschen sagen immer wieder, dass sie «*nicht mehr können*». Die Entdeckung, dass sie in Wirklichkeit in ihrer Lage «*nicht mehr wollen*», kann in der Schockverarbeitung der entscheidende Moment sein.⁴ Über unser Schicksal haben wir keine Macht, aber wir entscheiden selber darüber, welche Haltung wir einnehmen. Dessen (wieder) bewusst zu werden, ist für manche genug, um in einen neuen inneren Prozess zu kommen.

Ein Beispiel aus einem (dritten) Gespräch mit einer sehr energischen, jetzt aber schon lange resignierten alten Frau.

S: Und besonders dieses auf andere Leute Angewiesen-sein, macht es Ihnen unmöglich, die Möglichkeiten, die Sie haben, auszunützen und Pläne zu machen.

F: Ich tue lieber etwas für andere. Aber, wenn ich anderen zur Last falle —

S: dann machen Sie nicht mehr mit.

F: Ja. Besuchen Sie jemals Menschen, die das besser ertragen?

S: Doch. Es gibt Menschen, die das besser ertragen. Aber für Sie ist «*selber tun*» offenbar so wichtig, dass Sie ohne das nicht mehr wollen.

F: Ja. Eigentlich merkwürdig. Ich glaube schon. Aber, ich habe doch eine Haushalt-

hilfe gehabt, jahrelang, die habe ich auch viel tun lassen.

S: Ja. Es ist mehr, weil es jetzt Ihren eigenen Körper betrifft, dass es Ihnen zu weit geht.

F: Das stimmt. Eklig ist mir das.

In diesem Gespräch wird etwas sichtbar von dem inneren Prozess dieser Frau. Es sind nur kleine Schritte und der Weg ist lang. Aber Fortschritt ist wichtiger als schon am Ziel sein wollen.

In dem angeführten Gespräch wird noch etwas klar, was in dieser Phase des Kontaktes wichtig ist. Der Resignierte soll entdecken können, was seine Bedingungen für die Annahme seiner Situation sind. Für die oben genannte Frau war es körperliche Selbständigkeit, für andere ist es eine eigene Wohnung, unbehindertes Gehenkönnen, Arbeit usw. Und welche Möglichkeiten bietet ihnen ihr Leben jetzt? Wenn der Seelsorger das Vertrauen gewinnt und nicht auf rasche Ergebung drängt, kann der Resignierte mit ihm der Frage nachgehen, welches Leben mit welchen Möglichkeiten er zurückweist und welche unerfüllte Bedingungen er dafür verantwortlich macht. Vielleicht sind es auch Schwierigkeiten, die erst auftauchen, wenn er nicht mehr resignieren würde, denen er mit der Resignation ausweicht: Konflikte am Arbeitsplatz oder in der Familie.

Einerseits muss uns Seelsorgern klar sein, dass jeder Mensch selber seine Haltung bestimmt und dass unsere Möglichkeiten, mitzubestimmen viel kleiner sind als manchmal gedacht wird. Andererseits dürfen wir auch nicht, in vermeintlichem «*nicht-direktiven*» Stil, nur resignierte Gefühle aufnehmen. Denn damit drehen wir oft in einem Kreis, der für den Resignierten einen sogenannten Krankheitsgewinn bringt (zum Beispiel Ausweichen vor seiner Verantwortlichkeit). Seelsorge vertritt die *Hoffnung*, die Menschen auch aus ihrem Schlaf rütteln und in Gang setzen will.

Der Blick vorwärts

scheint mir praktisch das Wesentliche zu sein in der Seelsorge an Resignierten. «*Das Heil liegt in der Zukunft, in der Zukunft liegt dein Heil und nicht dein Unheil.*» Dieser Grundsatz, wenn er nicht

einfach gesagt, sondern vielmehr zu einer Haltung verkörpert wird, gehört er nicht zum Eigentlichen der Seelsorge? Dabei sind Wörter wie «*Gott*», aber auch «*Hoffnung*», «*sinnvolles Leben*», sehr oft überflüssig. Das «*Wort*» Gottes ist ja in der ganzen Heilsgeschichte hauptsächlich nicht-verbal, eine Tat, eine Haltung, eine Person.

In der Haltung der *Hoffnung* sind wir ständig von zwei Gefahren bedroht: Verzweiflung und naiver Optimismus. Ein Abschiedsgruss nach einem Besuch bei einem resignierten Menschen:

S: Ja nun, ich wünsche Ihnen, dass es dann doch noch ein bisschen geht.

Es zeigt, wie rasch wir der Verzweiflung verfallen, der Annahme, dass wohl kein Heil mehr zu erwarten sei. Aber auch das «*ermunternde*»:

S: Also, alles Gute! Es wird sicher wieder in Ordnung kommen mit Ihnen.

ist nicht aus der *Hoffnung* heraus gesprochen, sondern aus der naiven Annahme, dass wir alles Glück eigentlich schon längst besitzen. Wenn die *Hoffnung*, von der die Seelsorge Zeugnis ist, in echtem, konkretem Interesse für den anderen Menschen und auch im Akzeptieren seiner negativen Gefühle eingebettet ist, kann sie eine Anforderung für den Resignierten sein, es mit seiner neuen Lebenssituation zu wagen und die Tiefen in ihr zu entdecken. Hoffen ist ein suchendes Warten, nicht pessimistisch, sicher auch nicht optimistisch, eher mit einer unbezwingbaren Ungeduld (Ps 130,6) und in jener Mischung von Klagen und Erwarten, wie wir sie zum Beispiel in den Psalmen 42 bis 43 finden.

«*Warum hast du mich vergessen? Warum muss ich düsterfarb gehn . . . Harre auf Gott! Ja, noch werde ich ihm danken — meines Antlitzes Befreiungen, ihm meinem Gott*» (Übersetzung Martin Buber).

Hans van der Geest

⁴ Bekanntlich gehört die Resignation als Phase in die Schockverarbeitung, als letzter Versuch, die neue Situation nicht wahr sein zu lassen. Siehe z. B. bei *Elisabeth Kübler-Ross*, Interview mit Sterbenden, Stuttgart 1971, «*Die vierte Phase*».

Altarabien und die Bibel

Am 18. Mai 1976 hat die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg Prof. DDr. Joseph Henninger SVD mit einer Feier geehrt, an der zahlreiche Freunde, Kollegen, ehemalige und heutige Studenten teilnahmen. Prof. Dr. W. Dostal, Direktor des renommierten Wiener Instituts für Völkerkunde, einer der besten Ara-

bienkenner der westlichen Welt, hielt einen Festvortrag über die Konfrontation zwischen den Beduinen und dem modernen Arabien. Bei dieser Feier wurde auch die Festschrift «*Al Bahit (Der Gelehrte)*». Joseph Henninger zum 70. Geburtstag am 12. Mai 1976» vorgestellt. Die 328 Seiten starke Festschrift ist als Bd. 28 der Studia

Instituti Anthropos (St. Augustin bei Bonn) erschienen. Sie enthält nebst einer biographischen Skizze und der vollständigen Bibliographie von P. Henninger 11 Aufsätze renommierter Altorientalisten wie H. Cazelles, M. Höfner, W. v. Soden u. a.

1. Ein Stück Lebensweg

Prof. Henninger, der diesen Sommer sein letztes Semester liest, hat sich 1945 als Privatdozent an der Freiburger Universität habilitiert und von da an an unserer Universität bis heute, also gut 30 Jahre lang, doziert. Sein Fach war Ethnologie, vor allem diejenige Arabiens, Vorderasiens und Nordafrikas. Innerhalb dieses weiten Gebiets interessierten ihn vor allem die vorislamische Religion, die islamische Volksreligion und Fragen der Gesellschaftsstruktur (Familie, Pariastämme usw.). Diese starke Ausrichtung auf religionsgeschichtlich bedeutsame Fragestellungen ist nicht zufällig.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in seiner Heimatstadt Wiesbaden war Prof. Henninger 1926 der Steyler Missionsgesellschaft (SVD) beigetreten. Nach seinen philosophischen und theologischen Studien in Rom wurde er Mitarbeiter am Anthropos-Institut in Mödling bei Wien, zu dem P. W. Schmidt 1932 den Redaktionsstab der ethnologisch-linguistischen Zeitschrift «Anthropos» erweitert hatte. P. W. Schmidt ist ein Mitbegründer und entscheidender Gestalter der historischen Methode in Ethnologie und Religionsgeschichte. Er hat auf dieser Basis u. a. den zu Beginn des Jahrhunderts in der Religionsgeschichte herrschenden Evolutionismus bekämpft und auf das Vorhandensein eines Urhebergott-Glaubens bei kulturhistorisch betrachtet primitivsten Stämmen hingewiesen. W. Schmidt hat dem jungen Henninger als Spezialgebiet die semitischen und hamitischen Völker zugewiesen. Genau ein Tag vor dem Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland wurde Henninger von der Universität Wien auf Grund einer Arbeit über «Die Familie bei den heutigen Beduinen Arabiens und seiner Randgebiete. Ein Beitrag zur Frage der ursprünglichen Familienform bei den Semiten» zum Dr. der Ethnologie promoviert.

1938 kam P. Henninger mit dem von den Nationalsozialisten angefeindeten Institut in die Schweiz. Es gelang ihm und seinen Mitarbeitern 12 000 der damals bereits 15 000 Bände der Institutsbibliothek kistenweise über alle möglichen Adressen und Umwege nach Posieux bei Freiburg zu schicken, ehe die Gestapo dahinterkam und die restlichen Bände beschlagnahmte. In Posieux begann nun über viele Jahre eine äusserst fruchtbare Gelehrertätigkeit, von der auch die Theologen, besonders die Bibliker, viel profitiert haben.

2. Orientalistik und biblische Wissenschaft

Von der Aufklärung bis zu Julius Wellhausen (1844—1918) galt es als abgemachte Sache, man müsse, um das AT zu verstehen, das AT und die altarabische Kultur kennen. Das aber genüge auch. Es hat zweifellos nicht den Ruhm Wellhausens begründet, dass er — erst 51jährig — 1895 an diesem Prinzip festhielt, als der junge Hermann Gunkel in seinem epochalen Werk «Schöpfung und Chaos» begann, das damals neu bekannt gewordene babylonische Material zur Deutung von AT und NT beizuziehen. Wellhausen ist mit seinem Protest gegen Gunkel nicht durchgedrungen und seit Gunkel sind die Alttestamentler stärker mit den vorderasiatischen Kulturen und gelegentlich mit Ägypten, und nur noch eher selten mit Altarabien beschäftigt. Wie immer, wo das Kind mit dem Bad ausgeschüttet wird, war es auch hier nicht von Gutem. Einzelne, besonders umfassende Geister wie der am 10. September 1971 verstorbene P. R. de Vaux haben sich allerdings stets bemüht, auch diese Kultur zur berücksichtigen. Nun ist es ja für den Alttestamentler, dessen primäres Arbeitsgebiet ein eigentlicher Brückenkopf zwischen verschiedensten Kulturen ist, schwierig, den ganzen Horizont, der sich von da aus auf tut, in den Blick zu bekommen. Er ist auf Vertreter der verschiedenen Disziplinen angewiesen, die seine Fragestellungen kennen und ihm das Material ihres Kulturbereichs zubereiten. Das hat P. Henninger immer wieder getan, manchmal direkt und explizit wie etwa in seinem neuesten, vom schon genannten R. de Vaux angeregten Buch «Les Fêtes de Printemps chez les Sémites et la Pâque Israélite», Paris 1975.

Hier findet der Alttestamentler eine Fülle von ethnologischem und arabistischem Material zum Fragenkreis des Pascha, zu Blutritus, Verbot des Knochenzerbrechens, Primitialopfer, Neujahrsfest und vielem anderem zusammengetragen, dessen er durch eigene Bemühungen schwerlich habhaft würde, und das Buch wird angesichts der Seltenheit solcher Arbeiten auf viele Jahre hinaus eine Fundgrube bleiben. P. Henninger hat sich mit diesem Fragenkreis seit den 40er Jahren über mehr als 30 Jahre beschäftigt. Eine erste Arbeit dazu erschien schon 1950. Man kann sich vorstellen, dass, wer sich so lange mit einem Thema beschäftigt, eine wirklich profunde und umfassende Dokumentation dazu vorlegen kann, und die umfassende Dokumentation ist ja auch das, was man an ihm immer besonders geschätzt hat.

Aber nicht nur durch seine grossen Arbeiten zu den Themenkreisen Familie, Opfer, Frühlingsfeste, bei denen jedem klar ist, dass da für den Alttestamentler etwas zu holen sein muss, sondern eigentlich durch fast alle seine Aufsätze hat der

Jubilar zu einem besseren Verständnis des AT und oft auch des NT beigetragen. Statt viele Titel aufzuzählen, möchte ich diese Aussage lieber mit einem Beispiel illustrieren.

3. Zum Beispiel: Fell- und Lederkleidung in Arabien

Einer der ersten Aufsätze von P. Henninger (genau der fünfte), der 1941 erschienen ist, handelt von «Fell- und Lederkleidung in Arabien» (Internationales Archiv für Ethnologie 40 [1941] 41—50). Kaum einer wird sich davon für das AT oder gar für das NT viel versprechen. Aber wer so denkt, täuscht sich. Bei *Mk 1,6* lesen wir: «Johannes der Täufer war mit einem Kamelhaargewand bekleidet und trug einen ledernen Gürtel um die Hüften» (vgl. Mt 3,4). Diese Stelle wird gern als Ausdruck der streng asketischen Lebensführung des Johannes gedeutet. Wer allerdings auch nur eine Ahnung von Ethnologie hat, der weiss, dass Kleidung im Alten Orient nicht Ausdruck individuellen Strebens, sondern Zeichen einer Stammes- oder Standeszugehörigkeit ist. Und da Gewand und Gürtel hervorgehoben werden, muss es sich um etwas für einen Juden des 1. Jahrhunderts Aussergewöhnliches handeln. Da Gürtel nichts Aussergewöhnliches waren, muss das Aussergewöhnliche darin bestanden haben, dass er direkt auf den Hüften getragen wurde, vielleicht noch, dass er aus Leder war.

Nun stellt P. Henninger fest, dass ein mehrfach um den Leib geschlungener, lederner Gürtel bei arabischen Nomaden allgemein verbreitet ist von Israel bis zum Indischen Ozean. Es liegt nahe anzunehmen, dass in diesem Gürtel die uralte Sitte einer *Leibschnur mit Schamhülle* fortlebt. Er konnte auch zum Einstecken einer Waffe dienen, ehe man umgürtete Gewänder trug. Damit wäre diese zunächst auffallende Sitte als ein kulturgeschichtliches Rudiment erklärt, das sich bei den arabischen Nomaden erhalten hat. Dafür spricht, dass bei einzelnen Stämmen dieser Leibgurt mit dem gleichen Namen bezeichnet wird wie ein Lederschurz *'ezra*.

Seine Tracht verbindet Johannes d. T. also — nicht mit Qumran — sondern mit Nomaden, und das obgleich wir wissen, dass Johannes nicht nomadischer Abstammung war. Was soll das? Nun kennt schon das AT eine Gestalt, die durch die gleiche Tracht aufgefallen ist, nämlich den Propheten Elija. Er trug nach 2 Kön 1,8 einen ledernen *'ezor*. *'ezor* ist mit dem genannten arabischen *'ezra* verwandt. Johannes d. T. wird im Neuen Testament denn auch gelegentlich als Elija redivivus gekennzeichnet. So dürfte er sich selber verstanden haben, denn er trat dort auf, wo nach jüdischer Tradition Elija in den Himmel

genommen wurde. Dieser Elija ist der grosse Vertreter der Nordreich-Prophetie, die Israel vor einer zunehmenden Kanaanisierung und d. h. kulturgeschichtlich gesehen vor einem völligen Aufgehen in der Kultur der kanaanäischen Fellachen bewahren wollte. Bei diesem Bestreben ist sie von extremen Gruppen wie den Rekabitern unterstützt worden, die 350 Jahre nach der Landnahme noch immer den Haus- und den Weinbau ablehnten und in Zelten lebten und keinen Wein tranken (Jer 35, 2 Kön 10,15—17).

Der erste Vertreter dieser Prophetie des Nordreichs, von dem grössere Redestücke und nicht nur Erzählungen überliefert sind, ist Hosea. Nach Hosea soll Israel wieder in die Wüste zurückgeführt werden, um seinen Weg mit Jahwe dort neu zu beginnen (2,16). Denn die Zeit in der Wüste war die Zeit der ersten Liebe (Jer 2), und wenn Israel mit seinem Gott wieder ins Reine kommen will, muss es wieder dort anfangen, wo es ganz von Jahwe abhängig, ganz auf Jahwe ausgerichtet war. Das ist der Grund, warum Johannes d. T. in Nomadentracht in der Wüste auftritt. Und die Jesusüberlieferung nimmt diesen Anstoss auf, wenn sie Jesus von Johannes getauft und dann 40 Tage in der Wüste weilen lässt. Das hat nichts mit einem Allerweltsaszetentum zu tun, sondern öffnet weitreichende Perspektiven im Raume biblischer Überlieferung und Theologie. Und diese Perspektiven werden dem Bibliker eröffnet durch einen scheinbar so trockenen Gegenstand wie *Fell- und Lederkleidung in Arabien*.

Ähnliche Perspektiven haben die Aufsätze des Jubilars zu vielen anderen Themen wie etwa zum Verbot des Knochenzerbrechens, dem Haaropfer, oder der rituellen Teilung eines Tieres aufgetan. Aber nicht nur mit dem Hintergrund sozusagen mit der Vorgeschichte des AT und NT hat sich Prof. Henninger beschäftigt, sondern auch mit der Wirkungsgeschichte der Bibel, so in der stolzen Reihe von 9 Aufsätzen zu Spuren christlicher Glaubenswahrheiten im Koran in der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft, die 1951 als Buch erschienen ist.

4. Der Lehrer und Mensch

Prof. Henninger ist durch seine zahlreichen stets sorgfältig dokumentierten Arbeiten zum Pionier der modernen arabischen Ethnologie geworden und genoss als solcher seit langem weltweites Ansehen. Trotz der Erfolge auf diesem Gebiet hat er aber auch seine akademische Lehrtätigkeit stets mit Ernst und grossem Einsatz betrieben und so in vorbildlicher Art Forschungs- und Lehrtätigkeit verbunden. Obwohl er kein brillanter Redner war, waren seine Vorlesungen anregend. Er begnügte sich nicht damit, seine eigene Meinung vorzutragen und gelegentlich ei-

nen adversarius abzuschlachten, sondern liess die Vielfalt der Meinungen zu Worte kommen. Die ganze corona der Semitisten und Ethnologen versammelte sich, Namen gewannen Profil, Argumente und Gegenargumente wurden abgetauscht. Und in dieser ganzen Flut, die er da beschwor, drohte Prof. Henninger — im Gegensatz zum bekannten Zauberlehrling — nie zu ertrinken, vielmehr gelang es ihm stets — ohne unfair zu sein — das Wasser dieser Diskussionen zu bändigen und zu Strömen der Einsicht werden zu lassen. Demjenigen, der diesen Denkbewegungen einmal nicht folgen mochte, blieb immer die Möglichkeit, in den Büchern und (signierten!) Separata zu blättern, die Prof. Henninger ohne irgendeine Anstrengung zu scheuen, im Laufe eines Seme-

sters zentnerweise in die Vorlesungen brachte.

1964 übernahm Prof. Henninger zusätzlich zur Lehrpflicht in Freiburg noch eine an der Universität Bonn, in deren Nähe (St. Augustin) das Anthropos-Institut 1962 umgezogen war. Das Anthropos-Institut war zeit seines wissenschaftlichen Lebens so eigentlich Prof. Henningers Biotop gewesen. In Bonn geriet Prof. Henninger in die Studentenunruhen der späten 60er und frühen 70er Jahre. Wenn er da ungeschoren und ohne Ressentiments davon kam, so nicht nur dank seines wissenschaftlichen Renommés, sondern wohl vor allem dank seiner oft rührenden Menschlichkeit. Mögen ihm noch viele Jahre gesegneten Wirkens beschieden sein.

Othmar Keel

Um die Zukunft der Immenseer Missionare in Rhodesien

1938 trafen die ersten Immenseer Missionare in Rhodesien ein. Heute stehen 122 im Dienste der Diözese Gwelo, deren Ordinarius Bischof Alois Häne SMB ist. Sie machen über die Hälfte aller Immenseer Missionare in Übersee und mehr als ein Viertel des Gesamtbestandes der Missionsgesellschaft aus. So liegt es auf der Hand, dass ihre Zukunft der Zentralleitung nicht gleichgültig sein kann. Einerseits weiss man, dass die Diözese trotz fortschreitender Selbständigkeit noch auf Jahre hinaus auf die Mitarbeit der Immenseer und anderer ausländischer Missionare angewiesen ist. Andererseits ergibt sich unter Umständen wegen der politischen Lage der Zwang, die Ablösung — auf welche die Missionsgesellschaft überall im Missionsdienst hinarbeitet — schneller und radikaler als vorgesehen vorzunehmen.

Ungewisse politische Entwicklungen

Besonders nach dem Abbruch der letzten Verhandlungen zwischen der weissen Minderheitsregierung und Exponenten der afrikanischen Freiheitsbewegung hat sich die Lage in Rhodesien zugespitzt. Sowohl die Entwicklung im Lande selber wie die Politik der angrenzenden Staaten und die internationalen Einflüsse sind ungewiss und lassen dramatische Ereignisse voraussehen.

Im Lande selber scheint diesbezüglich ein gewisser «Informationsnotstand» zu bestehen. Die Zentralleitung der Immenseer Missionare sah sich deshalb veranlasst, den in Rhodesien wirkenden Gesellschaftsmitgliedern von ihrer Lagebeurteilung Kenntnis zu geben. Die Situation er-

fordere nun die Vorbereitung von schwerwiegenden Entscheidungen. Nach Konsultation einer Expertenkommission, in der auch jetzige und frühere Rhodesienmissionare mitwirken, gab die Gesellschaftsleitung im April und Mai den Mitgliedern in Rhodesien Weisungen und Wegleitungen, die wir hier auszugsweise wiedergeben.

Schwerwiegende Gewissensentscheidung

Im Schreiben der Zentralleitung an alle Missionare heisst es:

«Niemand wird es uns verargen, dass wir uns grosse Sorgen um Kirche und Mitglieder in Gwelo machen — im Gegenteil, wir müssten uns der Fahrlässigkeit bezichtigen lassen, machten wir uns nicht ernsthafte Überlegungen, welche Massnahmen zu ergreifen seien. Wir erachten dies als unsere Pflicht, auch wenn man uns unbefugte Einmischung vorhalten würde. Wir sind und bleiben mit Verantwortung für Kirche und Mitglieder in Gwelo mitbehaftet.

Daher haben wir eine kleine Gruppe von Experten zusammengeholt, die uns mit ihrer Kompetenz zu Rate stehen. Mit ihnen zusammen haben wir uns folgende Überlegungen gemacht:

Rhodesien als Schicksal

Für die allermeisten unserer Mitbrüder in Rhodesien ist dieses — sein Volk, die Gläubigen, die Kirche — zum Lebensschicksal geworden. In Rhodesien steht ihr Lebenswerk, mit dem sie sich ein Arbeitsleben lang mit Leib und Seele identifiziert haben.

In den Auffassungen über die politische Lage und Zukunft des Landes sind sie nicht einig. Die Auffassungen weichen voneinander ab, vielfach in Ermessensfragen, gelegentlich aber auch im Grundsätzlichen; die auseinandergelassenen Auffassungen haben zu Auseinandersetzungen geführt, die — weil es um das eigene Schicksal ging — recht heftig werden konnten; denen man — um des Friedens willen — auch aus dem Wege ging. Das sind Anzeichen für ein sehr schmerzhaftes Leiden, mit dem man behutsam umzugehen hat.

Respekt vor dem Entscheid des Einzelnen

In solcher Lage verbietet es sich, Order zu erteilen. Vielmehr ist der Gewissensentscheid des Einzelnen zu respektieren; nur muss

1. dieser Entscheidungsbildung auch die zureichende Information vorliegen (der Entscheid muss ex informata conscientia erfolgen).

2. darf dieser Gewissensentscheid nicht allein getroffen werden (*nemo iudex in causa sua*); er soll mit einem Partner — Mitbruder, Vorgesetzter, Gruppe — erörtert werden.

Anzustellende Überlegungen

Erste Rücksicht soll sein das Wohl der Kirche in Rhodesien unter veränderten politischen Verhältnissen.

Zweite Rücksicht erst ist die persönliche Sicherheit. Der blossen physischen Angst, so bedrückend sie sein mag, ist im Glaubensmut zu widerstehen.»

Entscheidungsbildung in Gemeinschaft

An die Vorgesetzten schrieb der Generalobere:

«Mit meinem Eingreifen beabsichtige ich nicht, die Mitbrüder zu verpflichten, unter allen denkbaren Umständen in Rhodesien auszuharren, noch will ich ihnen nahelegen, die steigende Bedrängnis zum Anlass zu nehmen, davonzulaufen. Beides liegt mir fern. Meine Absicht ist, die Mitbrüder aufzufordern,

1. die Zukunft in nüchterner Sachlichkeit zu überlegen (was bringt sie der Kirche von Gwelo?, was bringt sie unserer Missionarsgemeinschaft?, was bringt sie mir?);

2. zu erwägen, was unter den zu erwartenden — politisch völlig veränderten — Umständen der Kirche von Gwelo zum Wohle gereiche und was dieses Wohl mir als persönliches Schicksal ‚zumutet‘ (was bringen diese veränderten Verhältnisse mir für Anforderungen?, an Wagnis?, an Gefahr und — auch dies! — an befreienden Möglichkeiten?);

3. zu überlegen die zu ziehenden Folgerungen und Entscheide . . .

Zuletzt ist der Einzelne mit seinem Gewissen im Entscheid allein. Mit Gewissensentscheiden ist man immer mit sich und Gott allein. Allerdings hat — wie ich ausdrücklich sage — die Entscheidungsbildung in Gemeinschaft zu geschehen. Da ich gegenüber der Gemeinschaft der Kirche von Gwelo keine Zuständigkeit habe, muss ich mich an die Gemeinschaft wenden, in der ich zuständig bin: die Region Gwelo, den Regionalobern und seinen Rat — und sie sind alle auch Kirche Gwelo. Dass sich die Kirche Gwelo darüber hinaus an der sehr schweren Entscheidungsbildung beteiligen will, ist selbstverständlich und mir sehr willkommen. Entsprechend weise ich die Region an, bei ihrem

Busse und Versöhnung

Das reformatorische Bussverständnis

Die Habilitationsschrift S. Hausamanns¹ behandelt das Bussverständnis der evangelischen Theologie von Luther bis in die heutige Zeit. Über die Busstheologie der Reformatoren sagt die Verfasserin: «Das Verständnis von Busse als Sakrament im Sinne der mittelalterlich-katholischen Glaubenslehre wurde in Frage gestellt und die Dreiteilung des Bussgeschehens in *contritio*, *confessio* und *satisfactio* wich faktisch einer Zweiteilung, wobei die Satisfactio als menschliche Leistung wegfiel. Im lutherischen Raum erhielt die Absolution innerhalb des ganzen Bussgeschehens den Hauptakzent; sie allein bewahrte sakramentalen Charakter. Im Raum der reformierten Konfessionen wurde der Busse der sakramentale Charakter ganz genommen; mit der Satisfactio kam hier auch die Ohrenbeichte zu Fall; vom Bussakrament blieb nur die offene Schuld als gemeinsames Sündenbekenntnis im Gottesdienst.

Allen Reformatoren gemeinsam war ein Dreifaches: 1. Die Busse wurde identifiziert mit der Bekehrung und bewusster mit der Taufe verbunden, wodurch sie in deutlicheren Bezug zu der Erneuerung und Wiedergeburt kam. 2. Trotz dem Zusammenfallen von *poenitentia* und *conversio* blieb dem reformatorischen Bussverständnis eine Tendenz zur mönchisch-asketischen Weltflucht fern. 3. Die lebenslange Notwendigkeit der Busse als *mortificatio* und *vivificatio* wurde stark betont.»² Einen grossen Teil der sorgfältig gearbeiteten Studie S. Hausamanns nimmt das Kapitel über das Bussverständnis Luthers ein, welches mit dem Melanchthons und Agri-colas verglichen wird. Allerdings beurteilt

„Gespräch über die Zukunft“ dieser Stimme das ihr gebührende Gehör zu geben. Ich bitte Sie, das „Gespräch über die Zukunft“ in Gemeinschaft zu führen („einer trage des andern Last“); in jener Nüchternheit und jenem Ernst, welche die Sachlage auferlegt und die vom Heiligen Geiste sind, vor dem Angesichte Gottes („wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen“), die Zeichen der Zeit zu ergründen, zu untersuchen und zu deuten; in alledem schliesslich zum Begreifen des Willens Gottes zu kommen. Das ist nur möglich in der Kraft des Glaubens und im Mute der Hoffnung. Darin, so bitte ich alle, die Vorgesetzte sind, „bestärkt unsere Brüder!“ (Lk 22,31 f.).»

Walter Heim

die Verfasserin das katholische Bussverständnis etwas einseitig, wenn sie schreibt: «Luther hat die Busse der Gesetzmässigkeit der römischen Beichtpraxis enthoben und zu einem von Gott selbst gewirkten Anfang für eine christliche Existenz im Glauben und im verantwortlichen Handeln der Liebe uminterpretiert. Er hat sie dadurch zu einer wirklichen Wende im Menschenleben werden lassen, die befreit und weiterführt und etwas von der Freiheit der Kinder Gottes sichtbar macht.»³ In der modernen evangelischen Theologie ist das Bussverständnis Karl Barths von grosser Wichtigkeit. Barth betrachtet die christliche Busse als eine ganzheitliche Umkehr und Erneuerung des Menschen. Sie betrifft immer die Beziehung zum Menschen. Sie besteht nicht nur in einem Wechsel der inneren Gesinnung, sondern muss auch Änderungen des bisherigen menschlichen Verhaltens und der herrschenden sozialen Verhältnisse und Beziehungen mit sich bringen.

Hilfreich und bedenkenswert sind die Ausführungen S. Hausamanns über die Aspekte eines theologisch richtigen Redens von Busse für die Gegenwart, wo auch von der Busspredigt und von Bussgottesdiensten die Rede ist. Sehr zutreffend ist die Bemerkung: «Über allem ist aber nicht zu vergessen, dass es nicht die Kirche ist . . . , die die Frucht der Busse hervorzu-bringen vermag, sondern allein der bei den Seinen im Heiligen Geist gegenwärtig

¹ Susi Hausammann, Busse als Umkehr und Erneuerung von Mensch und Gesellschaft. Eine theologiegeschichtliche Studie zu einer Theologie der Busse, Theologischer Verlag, Zürich 1974, 370 S.

² S. 17.

³ S. 126.

tige, lebendige Herr. Darum besteht die hilfreichste Unterstützung, die ein Gottesdienst der Busse der einzelnen und der Gesellschaft zu geben vermag, in der Feier der Gegenwart dieses Herrn durch Verkündigung, Lobpreis, Gebet und Danksagung.»⁴

Versöhnung

Busse und Umkehr führen zur Versöhnung. Der dem Kapuzinerpater Manfred Hörhammer zum 70. Geburtstag gewidmete Band: *Versöhnung*⁵ handelt nicht vom Bussakrament, sondern von den vielfältigen Formen der Versöhnung zwischen menschlichen Gemeinschaften. Weil sich P. Hörhammer in seinem reichen Leben für die Versöhnung unter den Völkern und den Konfessionen einsetzte, stehen die Bereiche des Völkerfriedens und der Ökumene im Vordergrund. Eine Ansprache von Kardinal Döpfner zeigt die Grundsätze christlicher Friedensarbeit auf. Als Menschen des Friedens werden von Alexander Senftle und Walter Dirks Franz von Assisi und Bruder Klaus dargestellt.

Heinrich Fries zeigt in einem Artikel über das Werk «De pace fidei» des Nikolaus von Kues, welche kühnen und in die Zukunft weisenden Entwürfe sich im Denken dieses spätmittelalterlichen Theologen finden. Das Buch enthält Beiträge über Orte der Versöhnung wie die Burg Rothenfels, den Una-Sancta-Kreis München und, Tai-zé als Symbol der Versöhnung. Über die Versöhnung zwischen Christen und Juden schrieben Werner Becker, Paulus Engelhardt und Heinrich Kahlefeld. Dieses Buch ist im deutschsprachigen Raum wohl das Beste, was man über das so wichtige Thema der Versöhnung finden kann.

Umkehr, Versöhnung, Friede

Die meisten Bücher, welche das Thema Busse und Versöhnung behandeln, wollen dem Seelsorger praktische Anregungen vermitteln. Anton Ziegenaus bietet uns in seiner Habilitationsschrift⁶ eine ausführliche theologische Abhandlung über die Bussfrage an. In einem ersten Teil handelt er über das Bussakrament im Wandel der Geschichte, von der neutestamentlichen Exkommunikationsbusse bis zu den dogmatischen und disziplinarischen Entscheidungen des Trienter Konzils. Auf Grund eingehender Analysen der Konzilsakten kommt der Verfasser zum Schluss, dass Kanon 7 des Dekretes über das Bussakrament, welcher das Bekenntnis aller Todsünden «iure divino» verlangt, eine dogmatische Definition sei. Im zweiten Teil: «Theologische Ortsbestimmung der Bussformen» sieht Ziegenaus das Spezifische des Bussakramentes in seinem richterlichen Charakter, der

nichts mit selbstgerechter Überheblichkeit zu tun hat, sondern in einem echten Engagement für den Bruder besteht, dem klargemacht werden soll, dass seine Tat von Gott verurteilt wird, er aber umkehren kann und soll.

Nicht ganz befriedigen können die Ausführungen des Verfassers über die Generalabsolution, besonders seine Kritik an Nr. X der neuen römischen Bussordnung, welche die Bussgottesdienste als nützlich erachtet zum fruchtbaren Empfang des Bussakramentes und zur Besserung des Lebens. Er schreibt dazu die etwas kuriosen Sätze: «Diese Sinnerklärung der Bussgottesdienste kann nicht befriedigen, denn die Beichtvorbereitung kann in zivilisierten Ländern jeder im stillen Kämmerlein machen. Auch das Büchlein mit alternierenden Gewissensspiegeln und Bussgebeten, das der Pfarrer benutzt, kann sich jeder selbst kaufen. Warum also eine gemeinsame liturgische Feier?»⁷ Trotz dieser Mängel kann dieses Buch als eine dogmengeschichtlich und theologisch fundierte Hinführung zum Problem der Busse in ihren vielfältigen Formen empfohlen werden.

Busse — Bussakrament — Busspraxis

Unter diesem Titel hat Erich Feifel den dritten Band der Reihe «Theologisches Kontaktstudium» herausgegeben.⁸ Josef Finkenzeller schreibt aus biblischer und dogmatischer Sicht, wobei er eine bedeutend positivere Stellung zum Bussgottesdienst einnimmt als Ziegenaus. Die übrigen, pastoraltheologischen Beiträge von Erich Feifel, Konrad Baumgartner und Hans Schilling handeln von Busserziehung, Busspraxis und dem Widerstreit um Busse und Bussakrament.

Schilling meint, die richterliche Grundprägung der Beichtsituation sei eine der Hauptursachen einer weit verbreiteten Beichtangst. Darum sei es vordringlich, Jesus vor allem als Arzt zu sehen und in der Spendung des Bussakramentes den richtlichen Stil gegen den therapeutischen auszuwechseln. Obwohl die Bussgottesdienste die ekklesiale Dimension der Busse sehr gut zum Ausdruck bringen, aber den Teilnehmer mit seinen Gewissensfragen und Konflikten allein lassen, sind sie nur begrenzt hilfreich. Darum ist eine therapeutische Busspraxis notwendig, die sich im Medium nichtautoritärer, partnerschaftlicher Kommunikation vollzieht. Dieses Buch, besonders in den pastoraltheologischen Ausführungen Feifels, bietet dem Seelsorger wertvolle Anregungen.

Befreiung von Schuld

Dieses neueste Werk Josef Bommers⁹ ist für die Praxis bestimmt. Äusserst wertvoll sind die theologischen Vorbemerkungen

In der Ferienzeit

erscheint die *Schweizerische Kirchenzeitung* dreimal als *Doppelnummer*, und zwar am **22. Juli** (Nr. 29/30), **5. August** (Nr. 31/32) und **19. August** (Nr. 33/34); dementsprechend entfallen die Ausgaben vom **15. Juli**, **29. Juli** und **12. August**. Wir bitten die Leser, Mitarbeiter und Inserenten, diese Termine vorzumerken, und wir danken ihnen für ihr Verständnis.

über Schuld, Sünde, Umkehr und Vergebung. Auch Bommer ist der Ansicht, dass der gerichtliche Charakter der Einzelbeichte Hauptursache für die weitverbreitete Beichtangst ist. Darum legt er grossen Wert auf das seelsorgliche Gespräch. Die ausführlichen Darlegungen über die verschiedenen Arten seelsorglichen Gesprächs sind für den Seelsorger von grösstem Nutzen.

Zu den vielfältigen Formen der Busse und Sündenvergebung gehören auch die «Beichte vor Gott», die Versöhnungsbeichte und die Laienbeichte. Über das Verhältnis Bussgottesdienst-Einzelbeichte schreibt Bommer: «Bussgottesdienste wollen die Einzelbeichte nicht verdrängen, sie aber in sinnvoller Weise ergänzen, ja zu ihr hinführen. Es geht hier um zwei Formen des einen Bussvorganges, die sehr wohl nebeneinander ihren Raum im Gemeindeleben und im Leben der einzelnen Christen finden können. Wir sollten sie nicht gegeneinander ausspielen... Stehen in der Einzelbeichte mehr der einzelne und sein Tun im Vordergrund, so sollen in der Bussfeier vor allem die gemeinsame Verantwortung und die soziale Tragweite von Sünde, Busse und Vergebung deutlich werden. Dass es sich bei der Beichte um Liturgie, um einen Gottesdienst handelt, wird hier deutlicher sichtbar, als dies in der Einzelbeichte möglich ist. Die Einzelbeichte ihrerseits ermöglicht eine persönliche Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld, eine Art der Konfrontation, auf die wohl jeder von uns dann und wann angewiesen sein dürfte.»¹⁰

Basil Drack

⁴ S. 364.

⁵ *Versöhnung. Gestalten - Zeiten - Modelle.* Herausgegeben von Heinrich Fries und Ulrich Valeske, Josef Knecht, Frankfurt am Main 1975, 315 S.

⁶ Anton Ziegenaus, *Umkehr, Versöhnung, Friede.* Zu einer theologisch verantworteten Praxis von Bussgottesdienst und Beichte, Herder, Freiburg 1975, 324 S.

⁷ S. 247.

⁸ Busse, Bussakrament, Busspraxis. Herausgegeben von Erich Feifel, Don Bosco Verlag, München 1975, 150 S.

⁹ Josef Bommer, *Befreiung von Schuld.* Gedanken zu einer neuen Buss- und Beichtpraxis, Benziger Verlag, Zürich 1976, 118 S.

¹⁰ S. 106.

Amtlicher Teil

Bistum Chur

Ernennungen

Hanspeter Argast, bisher Pfarrektor in Volketswil (ZH), wurde am 21. Juni 1976 zum Pfarrektor von St. Moritz-Bad (GR) ernannt.

Gottfried Morger, bisher Pfarrer in Pfäffikon (ZH), wurde am 21. Juni 1976 zum Pfarrer von Andeer (GR) ernannt.

Ausschreibungen

Das Pfarrektorat *Volketswil* (ZH) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten wollen sich bis zum 15. Juli 1976 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Die Pfarrstelle *Rümlang* (ZH) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten wollen sich bis zum 15. Juli 1976 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Die Kaplanei *Schaan* (FL) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten wollen sich bis zum 15. Juli 1976 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Adressänderung

Dr. Hans Rieger, Dekan, *Josefsheim, Urdorferstrasse 32, 8953 Dietikon, Telefon 01 - 740 84 35.*

Bistum Sitten

Weihe der neuen Pfarrkirche von Lalden

Der Bischof von Sitten hat am Sonntag, dem 20. Juni 1976, die neue Pfarrkirche von *Lalden* (VS) zu Ehren des heiligen Josef geweiht. Mit der Pfarrkirche verbunden sind das neue Pfarrhaus und das neue Pfarrezentrum. Bei der gleichen Gelegenheit hat der Bischof auch den neuen Friedhof eingeweiht.

Opfer für die Pfarrkirche Sachseln

Voranzeige

Die Bischofskonferenz hat ein einmaliges Opfer für die restaurierte Kirche Sachseln beschlossen. Das Opfer wird in unserem Bistum am 15. August 1976 aufgenommen. Wir bitten die Herren Pfarrer, dieses Datum festzuhalten. Die näheren Angaben werden den Pfarrämtern später direkt zugestellt.

Bischöfliche Kanzlei

Priesterrat der Diözese Sitten 1976—1979

Der Priesterrat des Bistums Sitten, der sich am 2. Juni 1976 zur ersten Sitzung der neuen Amtszeit traf, setzt sich wie folgt zusammen:

1. Mitglieder von Amtes wegen:

Mgr. Dr. *Bayard Joseph*, Generalvikar, Sitten; *Bérard Henri*, Bischofsvikar, Sitten; Dr. *Lauber Bruno*, Bischofsvikar, Visp; Dr. *Varone François*, Direktor, Freiburg; *Brunner Norbert*, Kanzler, Sitten.

Die Dekane:

Albrecht Joseph, Münster (Ernen); *Arnold Andreas*, Raron (Raron); *Charbonnet Marius*, Hérémence (Sion-Vex); *Giroud Marcel*, Martinach (Martinach); *Imboden Emil*, Stalden (Visp); *Mabillard Othon*, Monthey (Monthey); *Mayor Jérémie*, Siders (Siders); *Pitteloud Joseph*, Saxon (Ardon); *Salzmann Jean-Marie*, Leuk (Leuk); *Werner Alfred*, Glis (Glis).

Der Prodekan von Monthey:

Rossier Rémo, Bex.

2. Gewählte Mitglieder:

a) Vertreter der Dekanate:

Burgener German, Pfarrer, Leuk-Susten; *Conus Michel*, Pfarrer, Riddes; *Gaillard Albert*, Pfarrer, Orsières; *Masserey Paul*, Pfarrer, Sitten; *Mengis Gustav*, Pfarrer, Visp; *Pralong Henri*, Pfarrer, St-Maurice; *Schnyder Pius*, Pfarrer, Bürchen; *Studer Valentin*, Pfarrer, Ried-Brig; *Zurbriggen Paul*, Pfarrer, Bellwald.

b) Vertreter des Domkapitels

Dr. *Gillioz Gabriel*, Domherr, Sitten.

c) Vertreter der Priester an Kollegien

Schmid Kamill, Professor, Brig; *Udry Roland*, Professor Sitten, Conthey.

d) Vertreter der Spezialseelsorge

Margelisch Marcel, Jugendseelsorger, Visp (Jugend); *Massy Michel*, Spiritual, Sitten (Jugend); *Rey-Mermet Bernard*, Martinach (Jugend).

e) Katechese

Perrig Jean-Marie, Pfarrer, Eggerberg.

f) Fremdsprachenseelsorge

Lunghi Alfred, Italienerseelsorger, Martinach.

g) Vertreter der Vikare

Attinger François, Vikar, Sitten (Mittelwallis); *Borgeat Michel*, Vikar, Bagnes (Unterwallis / Aigle); *Werlen Andreas*, Vikar, St. Niklaus (Oberwallis).

h) Vertreter der Ordensleute

Menezes Alfred, OFM Cap, Brig; *Vannay Théodore*, Salesianer, Conthey; *Vouilloz Benoît*, Chorherr, Simplon-Hospiz.

Sitzung des Priesterrates

Am 2. Juni 1976 versammelte sich im St. Jodernheim in Visp der neugewählte Priesterrat zur ersten Sitzung der neuen Amtszeit.

Nach der gemeinsam gefeierten heiligen Messe begrüßte Bischofsvikar Henri Bérard den Bischof und die anwesenden Mitglieder, von denen sechzehn neu in den Rat gewählt worden waren.

Zuerst wurde der Vorstand neu bestellt. Der Rat wählte Bischofsvikar Henri Bérard zum Präsidenten und Bischofsvikar Dr. Bruno Lauber zum Vizepräsidenten. Regens François Varone und Kanzler Norbert Brunner übernehmen das Amt der Sekretäre. Zu weiteren Mitgliedern des Büros wurden gewählt: Charbonnet Marius, Dekan von Sion/Vex, Massy Michel, Seelsorger am Kollegium Sitten, Perrig Jean-Marie, Pfarrer in Eggerberg und Studer Valentin, Pfarrer in Ried-Brig. Zu seinem Vertreter in die Kommission Bischöfe-Priester bestimmte der Rat Attinger François, Vikar in Sitten.

Nach den Wahlen trennte sich der Priesterrat, um in den Sprachgruppen die Fragen der Traktandenlisten zu behandeln.

Die beiden Gruppen diskutierten den Entwurf zum *Statut für den Schweizerischen Seelsorgerat*, der von der Pastoralplanungskommission vorbereitet wurde. Die Diskussion zeigte ein gewisses Unbehagen gegenüber einer neuen Organisation auf gesamtschweizerischer Ebene. Aber der Entwurf selber wurde mit wenigen Änderungen gutgeheissen.

Nachdem der *diözesane Seelsorgerat* gewählt wurde und seine Arbeit kommenden Herbst aufnehmen wird, ging es vor allem darum, das Arbeitsgebiet des Priesterrates neu zu umschreiben und die Art der Zusammenarbeit mit dem Seelsorgerat zu definieren. Das Statut des Priesterrates wird der veränderten Lage angepasst. Der endgültige Text wird zu gegebener Zeit veröffentlicht.

Die deutschsprachige Gruppe befasste sich eingehend mit der *Pfarreimission* im Oberwallis. Diese Frage war vorgängig in den Dekanatskonferenzen besprochen und die Ergebnisse in einem Arbeitspapier zusammengefasst worden. Bei dieser Diskussion wurde festgestellt, dass das Arbeitspapier keiner wesentlichen Änderung bedarf. Der bereinigte Text wird dem Bischof zur Genehmigung unterbreitet. Dieser wird es als Empfehlung an die Priester des Oberwallis weiterleiten.

Der Abschluss der Sitzung fand im Plenum statt. Nach einer kurzen Berichterstattung über die Arbeit der getrennten Gruppen wandte sich der Bischof mit einigen Empfehlungen an die anwesenden Mitglieder des Priesterrates. Dann schloss der Vorsitzende diese erste Sitzung.

Hinweise

Die AV-Medien des KDL-Verleibs werden von der AV-Stelle Zürich übernommen

Ab 1. Juli 1976 wird der Verleih von «kleinen Medien» (Tonbilder, Schallplatten, Tonbänder, Kassetten, Folien und Diareihen), welcher bis anhin vom KDL, Neptunstrasse 38, Zürich, erfolgte, von der AV-Stelle des Kantons Zürich (AVZ), Bederstrasse 76 (2. Stock), 8002 Zürich, besorgt.

Telefonische Bestellungen sind Montag bis Donnerstag, 09.00—12.00 / 14.00 bis 17.00 Uhr, über die Nummer 01 - 25 83 68 zu tätigen.

Weitere Angaben über die Verleihbedingungen und das Medienangebot (ca. 400 AV-Medien) können der neuen Kartei entnommen werden, die für Fr. 18.— bei der AV-Stelle bezogen werden kann.

Camping-Seelsorge

«Wir haben nur kleinere Campings in der Deutschschweiz. Da ist nichts zu machen. Wir können doch hier keine eigenen Gottesdienste halten.» Ist damit das Problem gelöst? Nein, denn wir stellen fest: gerade bei uns sind sehr viele Plätze im Camping fest vermietet: Wohnwagen mit Vorzelt stehen das ganze Jahr hier, Mobilheime sind aufgebaut, fest verankerte Zelte. Die Eigentümer sind fast jedes Wochenende dort. Viele Familien mit Kindern. Es ist ihre *Zweitwohnung*, ihr Quasidomizil. Sie gehören also am Sonntag zu dieser Pfarrei. Denken wir in der Seelsorge auch an sie?

Auch die Passanten gehören als «Vagi» zur Pfarrei. Wir müssen sie zu uns einladen, sie auf die christliche Gemeinde aufmerksam machen.

Der *Platzwart* ist ein wichtiger Mann. Er ist Auskunft- und Kontaktperson. Auf dem Campingplatz gibt er den Ton an, so wie der Wirt im Gasthaus. Darum muss der Seelsorger um guten, persönlichen Kontakt und um gute Information besorgt sein.

Anschläge der Gottesdienst-Pläne gut sichtbar anbringen. Immer wieder kontrollieren und erneuern. Wenn Kirche(n) weit entfernt und vom Camping aus nicht sichtbar, ein Plankroki dazu zeichnen. Eventuell auch Gottesdienstzeiten der Nachbarkirchen und der andern Konfessionen in den Plan aufnehmen. Bei Passantencampings Gottesdienstplan der ganzen Region und der wichtigsten Ausflugsorte anbringen.

«Zu allen andern Aufgaben kann ich doch nicht auch noch den Campingplatz betreuen!» Man kann und soll diese Aufgabe einem Mitglied des Pfarreirates übertragen, einem Laienhelfer, einer Gruppe (Kolping, Legion . . .) auch einer Jugend-

gruppe. Verschiedene kleine Gruppen, die auch überpfarrellich gearbeitet haben, fanden diese Arbeit *interessant* und *dankbar*. Wenn eine solche Gruppe noch mehr leisten könnte, dann regelmässige Besuche im Camping, besonders aufs Wochenende hin. Auskunft geben und auf Gottesdienste und Veranstaltungen in der Gemeinde aufmerksam machen. Hilfe anbieten. Besonders die Ausländer schätzen dies sehr und man bleibt öfters bei einem Zelt oder Wohnwagen «hängen».

Wir bilden innerhalb der KAKIT eine Arbeitsgruppe «Camping». Für weitere Mitarbeiter sind wir sehr dankbar: Fachleute im Campingwesen, aktive Zeltler, aktive Zeltplatz-Betreuer. Wichtig ist uns Erfahrungsaustausch und Anregungen zu vermitteln.

Beachten Sie auch den Artikel «Die Kirche auf dem Campingplatz» von P. Roland Stuber in «Freizeit-Loisirs» (TCS) Nr. 4, sowie den Bericht von P. Viktor Trösch: «Campingseelsorge in Locarno 1975». Beide Artikel sind beim Sekretariat KAKIT (Postfach 74, 6000 Luzern 5) erhältlich.

Andreas Marzohl

Vom Herrn abberufen

Albert Iten, Pfarresignat, Zug

Albert Iten erblickte am 27. Oktober 1891 als Sohn des Albert und der Josefine Merz das Licht der Welt. Er fand bei seiner Geburt eine ältere Schwester vor und erhielt hernach fünf Brüder. Das Elternhaus, die Eisenhandlung im Seefeld mit der Kanzlei des Kirchen- und Bürgerschreibers, sowie der umsichtig und fest geleitete Haushalt der klugen Mutter gewöhnten ihn früh an Arbeitsfreude und Lebenstüchtigkeit. Ermunternd war auch die hingebende Betreuung durch Pfarrhelfer Knüsel, den späteren Pfarrer und Dekan, der dem aufgeschlossenen Schüler die Elemente des Lateins beibrachte und ihn für die Geschichte begeisterte. Dann führte ihn der Lebensweg an die Klosterschule in Einsiedeln, wo ihn die Benediktiner mit Lehre und Vorbild in die geistige und religiöse Welt einführten. Zeitlebens blieb der Verstorbene dem Kloster Einsiedeln in Treue und Anhänglichkeit verbunden. Er selber schreibt: «Den Priesterberuf verdanke ich dem Beispiel der lieben Eltern und dem ernst regelten Familienleben sowie von den Eindrücken, die ich in reicher Zahl und erhebender Art im benediktinischen Gottesdienst empfangen habe.»

Mit einem vorzüglichen Maturitätszeugnis ausgestattet, begab sich Albert Iten 1912 an die Universität Freiburg im Uechtland. Von 1914 an folgten viele Monate Aktiviendienst, der, wie er selber schreibt, seine Gedankenwelt in leichtes Schwanken brachte. Von 1915 an holte der Verstorbene einen Teil der beruflichen Vorbereitung im Priesterseminar in Luzern, wo ihn vorab die markante Gestalt von Professor Albert Meyenberg tief beeindruckte und für die kommende Laufbahn bleibend beeinflusste. Am 15. Juli 1917 empfing er aus der Hand des Bischofs Jakob Stammler die Priesterweihe, und zwei Wochen später durfte er in Unterägeri die Primiz feiern.

Die erste Seelsorge leistete der Neupriester in Laufen, dann in Brislach, hernach wurde er Pfarrerverweser und im Herbst 1920 Pfarrer in Röschenz. Schon damals vertiefte sich Albert Iten geduldig und eingehend in die Vergangenheit und in die Probleme seines Wirkungskreises. Es entstanden seine ersten historischen Abhandlungen.

Im Jahre 1927 wurde er als Pfarrer nach Risch berufen. Risch wurde nun die providentielle Stätte, wo der unermüdete Priester während gut drei Jahrzehnten den Gläubigen in Gotteshaus und Schule diente. In seine Zeit als Pfarrer von Risch fällt die Gründung der Pfarrei Rotkreuz. Während Jahren leitete er mit fester Hand die Rischer Schulkommission. Daneben nutzte er füglich jeden freien Augenblick für erstes wissenschaftliches Studium und für eine fruchtbare literarische Tätigkeit.

Die erste Liebe schenkte er den zugerischen Heimatklängen; aber auch das Rischer Pfarrblatt, das Zuger Neujahrsblatt, den Zuger Kalender und Tageszeitungen bereicherte er mit wertvollen Aufsätzen. Er wurde ein geschätzter Mitarbeiter an umfangreichen Publikationen. Voran steht das Zuger Wappenbuch, für das Pfarrer Iten mehrere Gemeinden bearbeitete. Ebenso wertvoll war seine Mitarbeit am Zuger Urkundenbuch. 1952 veröffentlichte er den ersten Band des *Tugium sacrum*, eine grosse Monographie der Weltpriester zugerischer Herkunft und Wirksamkeit. 1973 erschien der zweite Band. Er enthält eine Liste der Zuger Geistlichen, der Priester und Brüder in verschiedenen Orden und Kongregationen. Einen Höhepunkt in seiner Lebensarbeit bildet seine Familien- und Heimatgeschichte: Die Iten, Talleute zu Aegeri. Aus seiner Feder stammte 1966 das Zuger Namensstudien-Buch. 1975 erschien das Bändchen: Die Merz, Nachfahren Bruder Klausen im Agerithal. Diese Aufzählung ist unvollständig, mag aber doch zeigen, mit welcher Hingabe und Fleiss in unzähligen Tages- und Nachtstunden der Verstorbene angestrengt arbeitete.

Pfarrer Iten war kein sentimentaler Herr, er opferte nicht gerne die Zeit für lange, leere Plaudereien, aber er liebte die Geselligkeit und pflegte edle Freundschaft. Im Verkehr mit Freunden und Bekannten war er leutselig, unverwüthlicher Humor und geistvoller Witz belebten sein Gespräch. Er hatte Freude am Wandern und Reisen, Kunstfahrten führten ihn in nähere und fernere Länder. Pfarrer Iten fehlte kaum an einer wissenschaftlichen oder historischen Tagung. So wurde er Mitglied bei den meisten regionalen und schweizerischen historischen Vereinen und Gesellschaften. Er genoss in diesen Fachkreisen hohes Ansehen.

Im Jahre 1958 verliess Pfarrer Iten das stille Risch und bezog die zugerischen Keiserpfründe. Da erfüllte er pünktlich seine priesterlichen Funktionen in der nahen Liebfrauenkapelle und arbeitete unverdrossen an seinem Lebenswerk weiter. In den letzten Jahren wurde es etwas stiller um ihn, das Gehen bereitete ihm immer Mühe und das Gehör nahm zusehends ab. Albert Iten bewahrte bis ins hohe Alter seine geistige Lebendigkeit und Frische und verfügte über ein phantastisches Gedächtnis und eine beidenswerte Schaffenskraft. Er setzte sich auch mit den neuern Bewegungen in der Kirche kritisch auseinander, konnte sich wohl nicht für alles Neue begeistern. Wer kann es einem Mann verargen, der sich ein Leben lang mit den reichen Schätzen der Vergangenheit beschäftigte und in der Tradition tief verwurzelt war.

Am 2. März 1976 hat Gott seinen treuen Diener nach kurzer Krankheit zu sich heimgerufen, und am 6. März wurde er in seiner Heimatgemeinde Unterägeri bestattet. Albert Iten, dieser geistvolle und originelle Seelsor-

ger und Geschichtler, wird durch sein Wirken im Weinberg des Herrn und vor allem durch seine geschichtlichen Werke weiterleben. Gott lohne ihm die Güte, die Liebe, die Treue und seinen unermüdlichen Fleiss.

Anton Studer

Neue Bücher

Josef Bommer, Bussgottesdienste für Weihnachten und Ostern. 12 Modelle, Rex-Verlag, Luzern / München 1974, 118 S.

Bussgottesdienste haben sich vielerorts in der Advents- und Fastenzeit eingespielt und bewährt. Vorliegendes Buch bietet für diese beiden Vorbereitungszeiten zwölf Modelle, je sechs. In der Fastenzeit ist ein Modell als Vorbereitung auf die grossen Tage der Karwoche, ein anderes für den Karfreitag konzipiert. Die Gottesdienste haben verschiedene Themen der betreffenden liturgischen Zeit im Blickpunkt. Elemente der Tradition und vor allem auch moderne Ausdrucksformen und Gestaltungsmittel (zum Beispiel audio-visuelle, mehrere Sprecher usw.) wurden angewandt. Die Modelle stammen von verschiedenen Autoren und sind aus dem praktischen Leben von Gemeinden herausgewachsen. Nicht alle sind gleich gestaltet, einfachere Formen herrschen vor.

Neben einigen Erwägungen zu Bussgottesdienst und Einzelbeichte erläutert die Einführung die vier spezifischen Elemente einer Bussfeier: 1. Wortverkündigung, 2. Gewissensprüfung und Reue, 3. Bekenntnis und 4. Lossprechung. Im Anhang findet sich eine Versöhnungsfeier in einer Gemeinschaftsgruppe und ein Bussgottesdienst in Verbindung mit der Messfeier, wobei diese Form eher als Ausnahme betrachtet wird. Der Bussgottesdienst sollte eine der Grundformen des Gemeindegottesdienstes werden. Bussfeiern sollten selten, dafür aber gut vorbereitet sein. Die gebotenen Modelle sind in jeder Hinsicht sehr ansprechend.

Alberich Altermatt

Kurse und Tagungen

Vorurteil

Termin: 5.—10. Juli 1976.

Ort: Paulus-Akademie, Zürich.

Thema: Mit-Gift menschlichen Lebens. Entstehung, Auswirkungen, pädagogische Aufgaben.

Zielgruppe: Ferienstudienwoche für Lehrer aller Stufen, Katecheten, Sozialarbeiter, Heimerzieher, Eltern, Pfarrer und weitere Interessierte.

Auskunft und Anmeldung: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich, Postfach 361, Telefon 01 - 53 34 00.

Priesterexerziten im Canisianum

Zeit: 18. Juli (18.30 Uhr) bis 24. Juli (früh) 1976.

Leiter: P. Elmar Mitterstieler SJ, Spiritual im Canisianum.

Ziel: Wir versuchen in diesen fünf Tagen, der Dynamik der ignatianischen Exerziten auf biblischer Grundlage zu folgen.

Anmeldungen an: P. Minister, Canisianum, Tschurtschenthalerstrasse 7, A - 6020 Innsbruck.

Biblisch-homiletisches Seminar über die Evangelien der Sonntage im Advent 1976

Termin: 18.—19. Oktober 1976.

Ort: Haus der Mütter, Bildungs- und Erholungszentrum, 6103 Schwarzenberg.

Träger: Diözesanverband Basel des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks.

Zielgruppe: Priester und Laientheologen.

Kursziel: Erarbeiten von konkreten Predigt-skizzen.

Inhalte: Die 4 Evangelien der Adventssonntage (Lesejahr C) werden bibeltheologisch erschlossen und homiletisch bearbeitet.

Mitarbeiter dieser Nummer

P. Alberich Altermatt OCist, Abtei Haute-riue, 1725 Posieux

Dr. P. Basil Drack OSB, Kloster, 7180 Disentis

P. Barnabas Flammer OFMCap, lic. bibl., Kapuzinerkloster, 4500 Solothurn

Dr. Hans van der Geest, Supervisor CPT-Zentrum, Trichtenhauserstrasse 20, 8125 Zollikerberg

Dr. Walter Heim SMB, Missionshaus, 6405 Immensee

Dr. Othmar Keel, Professor, Biblisches Institut, Rue de l'Hôpital 1, 1700 Freiburg

Andreas Marzohl, Sekretariat KAKIT, Postfach 74, 6000 Luzern 5

Dr. P. Hans Stirnimann CMM, Avenue des Vanils 2, 1700 Freiburg

Anton Studer, Pfarrer und Dekan, Asylstrasse 2, 6340 Baar

Leitung: Guido Büchi, Vikar und Erwachsenenbildner, Aarau.

Referenten: Prof. Dr. Josef Bommer, Luzern; Prof. Dr. Hermann-Josef Venetz, Freiburg; Fritz Schmid, Spiritual, Luzern (Abendmeditation).

Anmeldung und Auskunft: Bibelpastorale Arbeitsstelle, Bederstrasse 76, 8002 Zürich, Telefon 01 - 25 66 74.

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 81 06

Verlag, Administration, Inseratenverwaltung

Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22
Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich

Schweiz: Fr. 52.—, Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—, übrige Länder: Fr. 62.— + zusätzliche Versandgebühren.

Halbjährlich

Schweiz: Fr. 28.—, Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 33.—, übrige Länder: Fr. 33.— + zusätzliche Versandgebühren.

Einzelnummer

Fr. 1.50 + Porto.

© Copyright by Schweizerische Kirchenzeitung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Haushälterin

sucht Stelle bei alleinstehendem Herrn evtl. Geistlichem. Inner-schweiz.

Zuschriften sind erbeten unter Chiffre 1033 an die Inseratenverwaltung der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.



Ideales Haus für:

Ferien für Senioren
Vereinsausflüge
Familienfeiern

Wir liegen in autofreier Gegend, direkt am Vierwaldstättersee. Eigener Park und Strand. Ebene Spazierwege dem See entlang. Mässige Preise und abwechslungsreiche Küche.

Familie Blättler, Ferienhotel Baumgarten, 6365 Kehrseiten.
Telefon 041 - 64 17 77

Ich suche für Neupriester

Kelch
Ziborium
Monstranz und
Messgewänder

Offerten mit Preisangaben unter Chiffre 1034 an die SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Katholische Kirchgemeinde Rorschach

Für unsere vakante soziale Beratungsstelle suchen wir eine

Sozialarbeiterin oder einen Sozialarbeiter

Es steht Ihnen das weite Feld des sozialen Einsatzes in unserer grossen Pfarrei offen. Viele Mitmenschen, junge und betagte, warten auf Ihren Einsatz.

Als Fachmann im Sozialbereich sind Sie Mitarbeiter eines aufgeschlossenen Seelsorgeteams.

Sie verfügen über ein eigenes Büro. Wir bieten Ihnen ein gutes Gehalt sowie zeitgemässe Fürsorgeeinrichtungen.

Ausbildung an einer Schule für Sozialarbeit ist Voraussetzung — wenn möglich auch einige Praxis im Beruf.

Nehmen Sie bitte Kontakt mit uns auf, um sich über Ihr neues Einsatzgebiet am schönen Bodensee zu informieren.

Sie können sich an folgende Adressen wenden:

Seelsorgeteam, Marienbergstrasse 18, 9400 Rorschach, Telefon 071 - 41 22 81;

H. Eigenmann, Erlenstrasse 2, 9400 Rorschacherberg, Telefon 071 - 42 47 22

Wir freuen uns auf Ihren Anruf — noch mehr auf Ihre Zusage!

Katholische Kirchgemeinde Rorschach
Verwaltungsrat, Seelsorgeteam und Pfarreirat

Orgelbau Felsberg AG

7012 Felsberg GR

Geschäft: Telefon 081 22 51 70

Privat: Richard Freytag

Telefon 081 36 33 10

75 JAHRE ORGELBAU IN FELSBERG

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER

KIRCHENGOLDSCHMIEDE

6030 EBIKON LU

Kaspar-Kopp-Strasse 81 041 - 36 44 00

TERLANER MESSWEIN FENDANT MESSWEIN SAN PEDRO



WEINKELLEREIEN

A.F. KOCH + CIE

5734 REINACH/AG

Ø 064 - 71 38 38

VERTRAUENSHAUS FÜR FEINE IN- UND AUSLÄNDISCHE WEINE

**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
Ø 055 53 23 81

In eine einfache, neurenovierte, barocke Landkirche werden gute

Stationen-Bilder

gesucht.

Sie dürfen nicht allzu gross sein.

Katholisches Pfarramt, 7324 Vilters, Telefon 085 - 2 12 18



Kirchenglocken-Läutmaschinen System Muff

(ges. geschützt) Patent

Neueste Gegenstromabbremung
Beste Referenzen. Über 50 Jahre Erfahrung.

Joh. Muff AG, 6234 Triengen
Telefon 045 - 74 15 20

Eine Anzeige

in der Schweizerischen Kirchenzeitung ist eine zielgruppenorientierte Information ohne Streuverlust; denn Zeitschriften sind Zielgruppenspezialisten.

Infolge Erkrankung der bisherigen Köchin sucht Pfarrer

Haushälterin

in komfortables pflegeleichtes Haus an schöner Lage im Kanton Aargau. Leichter Posten. Ihre Offerte wollen Sie richten an Chiffre OFA 2226 R, Orell Füssli Werbe AG, 5001 Aarau.

Eintritt baldmöglichst oder nach Vereinbarung.

PIANO-ECKENSTEIN
DAS GROSSE FACHGESCHÄFT
FÜR PFEIFENLOSE KIRCHENORGELN
LIPP - DEREUX
LEONHARDSGRABEN 48 BASEL

Exerziten für Priester vom 15. bis 19. November 1976 im Kurhaus Oberwaid.

«Aus der Hoffnung leben»

Mit diesem Thema wird P. Kaiser SJ die Tage der Besinnung gestalten.

Anmeldungen bis 30. Oktober 1976 an:

Kurhaus Oberwaid,
9016 St. Gallen,
Telefon 071 - 24 23 61.

Zu verkaufen gebrauchter

hölzerner Altar

Stipes (Kastenform) 85 x 85 x 56
Tischplatte 200 cm.

Auskunft durch:
Pfarramt, 9034 Eggersriet, Telefon 071 - 95 11 68.

Theologische Literatur

für Studium und Praxis

Grosses Lager. Sorgfältiger Kundendienst. Auf Wunsch Einsichtssendungen.



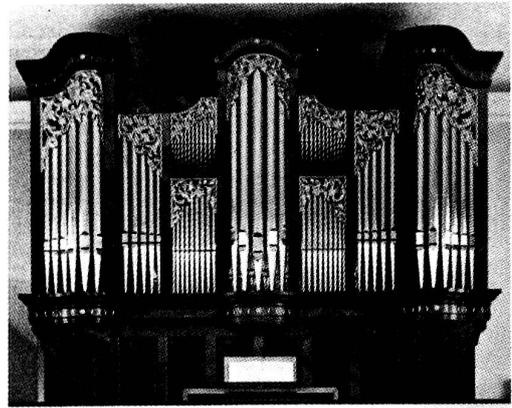
Buchhandlung Dr. Vetter
Schneidergasse 27, 4001 Basel
Telefon 061 - 25 96 28

Liederanhang zum KGB

Für die Lieder, die nur mit dem Text, aber ohne Noten ins KGB aufgenommen wurden, erscheint im Monat September 1976 die 4. Auflage. Verkaufspreis: Fr. 1.50 per Exemplar.

Bestellungen sind bis spätestens Ende August 1976 zu richten an:

Organistenverband SGA, Unterrainstr. 4,
9050 Appenzell, Telefon 071 - 87 16 03.



NEUE ORGEL PFARRKIRCHE ENGELBURG (SG)
Orgelbau W. Graf, 6210 Sursee
Telefon 045 - 21 18 51

Messkännchen

Liederanschlagtafeln, Messbuchpulte

sind alles Gegenstände des täglichen Gebrauchs in der Kirche. Sehen Sie sich um, ob all' diese Sachen auch wirklich zweckdienlich sind. Falls Sie etwas Neues wünschen, hat Ihr Fachgeschäft alles am Lager in diversen Ausführungen und freut sich auf Ihren Besuch.

**RICKEN
BACH**

ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
☎ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
☎ 041-22 33 18

NEUANFERTIGUNGEN UND RENOVATIONEN KIRCHLICHER
KULTUSGERÄTE + GEFÄSSE, TABERNAKEL + FIGUREN


JOSEF TANNHEIMER

KIRCHENGOLDSCHMIED
ST. GALLEN - BEIM DOM
TELEFON 071 - 22 22 29



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38

Kirchenvergolderei

Franz Emmenegger

Neuweg 4

6003 Luzern

Telefon 041 - 22 63 92